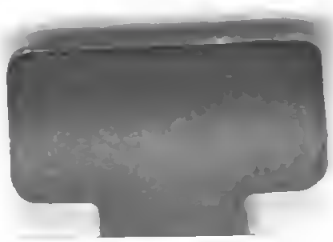
P. o. germ. 818 mh
1



Niembsch Lenau

Verlag der [illegible]

Digitized by Google

Nicolaus Lenau's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

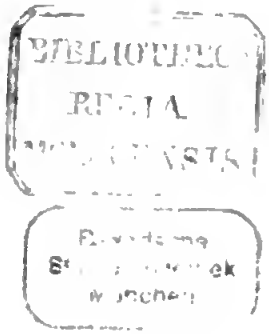
Anastasius Grün.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1855.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vorwort des Herausgebers.

Ein Werk der Liebe vermeidet nicht, sondern sucht die Schwierigkeiten, deren Ueberwindung ihre Hingebung bethätigen, ihr Verdienst begründen soll. Darum ist es für den Herausgeber der Werke Lenau's fast wie eine Beschämung, daß ihm seine Aufgabe bereits so wesentlich erleichtert vorlag. Der mäßige Umfang dieser Schriften, die Druckcorrectheit der noch vom Dichter selbst besorgten früheren Auflagen, seine sinnvolle Zusammenstellung des Einzelnen, die klare und reine Schrift der nachgelassenen Manuscripte, ließen dem Herausgeber nur wenig zu thun übrig; die Thätigkeit des letzteren mußte sich, nebst einer kleinen Nachlese, auf die zweckmäßige Anordnung und Eintheilung des Vorhandenen beschränken. Das wünschenswerthe Ebenmaß in der Vertheilung des Stoffes veranlaßte in den ersten zwei Bänden eine Abweichung von der bisherigen Reihenfolge der Abtheilungen; doch ist, mit thunlichster Berücksichtigung der chronologischen Ordnung, nur Stoffverwandtes näher zusammengerückt worden. Man wird es nicht mißbilligen, daß die bisher in den beiden Theilen der „Gedichte" zerstreuten größeren lyrisch-epischen Dichtungen in einer eigenen Abtheilung vereinigt wurden. Hieran reihen sich in den folgenden Bänden die großen episch-dramatischen Arbeiten strenge nach der chronologischen Folge

ihres Erſcheinens. Als ergänzender Anhang zu den Gedichten des Nachlaſſes beſchließt die Sammlung eine „Lyriſche Nachleſe," in welche manches in den letzten Auflagen Beſeitigte und Vermißte um ſo unbedenklicher aufgenommen wurde, als ſämmtliche Stücke bereits durch den Druck der Oeffentlichkeit vorliegen und deren Wiederabdruck ſonach, ohne die Rückſichten für den Dichter zu verletzen, dem Wunſche ſeiner Leſer, welchen manche derſelben lieb und bedeutungsvoll geworden ſind, entgegenkommen dürfte.

Der Herausgeber hat einer Aufforderung, welche mittelbar in ſeinen nahen Beziehungen zu dem verewigten Dichter, unmittelbar in der an ihn ergangenen Einladung der Verlagshandlung lag, vielleicht mit größerer Bereitwilligkeit als erfolgverſprechendem Kunſtberufe Folge geleiſtet, indem er ſich mit den nachſtehenden „Lebensgeſchichtlichen Umriſſen" auf ein ſchriftſtelleriſches Feld wagte, auf welchem er ſich bisher nur als Fremdling anſehen konnte. Frei von dem Anſpruche, ein biographiſches Kunſtwerk bieten zu wollen, war es ſeine Abſicht und Aufgabe, in gedrängter Skizzirung für die Leſer dieſer Geſammtausgabe ein nicht zu umfangreiches, aber wahrheitgetreues und ähnliches Lebensbild des unvergeßlichen Dichters zu entwerfen und die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen deſſen Leben und Schriften annähernd zu vermitteln. Entfernt von den gewöhnlichen Aufenthaltsorten des Dichters wohnend, konnte der Verfaſſer, ungeachtet der innigen und langjährigen Freundſchaft, die ihn mit Lenau verband, über manche und wichtige Lebensmomente nicht als Augenzeuge berichten. Seine Erzählung war daher weſentlich auf die gewiſſenhafte Benützung der bereits veröffentlichten Quellen und freundlicher Privatmittheilungen angewieſen, ohne gelegenheitliche eigene Wahrnehmungen ganz auszuſchließen. Für die ausführlichere Einflechtung ſeiner perſönlichen Erinnerungen, ſo nahe

die Versuchung dazu lag, schien ihm innerhalb der enggezogenen Grenzen einer kurzen Lebensskizze um so weniger der geeignete Raum und Ort, als die Natur derselben zur Festhaltung des Zusammenhanges eine breitere, memoirenartige Darstellung erfordert hätte. Der Maler begnügt sich, den Charakter des Gebirgszuges, welchen er darstellen will, mit seinem scharfgezeichneten Gipfel, seinen Einbuchtungen, Erhebungen und Absenkungen in treuen Umrissen anschaulich und erkennbar wiedergegeben zu haben, die weitere Ausbeutung und Hebung der pittoresken und Naturschätze dem Detailzeichner, dem Alpenwanderer, dem Botaniker, dem Mineralogen überlassend. Der Verfasser könnte sich nur Glück wünschen, wenn ihm das geistige Höhenbild, das er zu zeichnen hatte, im Sinne eines guten Landschafters gelungen wäre; er bescheidet sich gerne, daß bei einer so reichen Natur für den Literaturfreund, den Seelenforscher, den Arzt, ja selbst für persönlich Befreundete, welche jenen Lebenswegen auch in die Einzelnheiten zu folgen wünschen, noch immer ein weites Feld zu Studien, zu Fragen und Forschungen offen steht. In letzterer Beziehung verweist der Herausgeber auf die bereits über Lenau erschienenen monographischen Werke und Aufsätze, aus denen auch er dankbar geschöpft hat und worunter J. G. Seidl und L. Kompert über die Jugend- und Studienzeit, L. A. Frankl über die verschiedenen Perioden und literarischen Beziehungen des Wiener Lebens, K. Mayer über die früheren, Emma Niendorf über die späteren Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach über die letzten Monate vor der Erkrankung die umständlichsten und dankenswertheften Nachweisungen gaben. Aus den nächsten Quellen geschöpft und aus einem bedeutenden, mit Liebe und Ausdauer gesammelten Materiale hervorgegangen, ist das demnächst zu gewärtigende biographische Werk von A. X. Schurz, dem Schwager

Lenau's, ſchon darum als eine erwünſchte Ergänzung zu Lenau's Geſammtſchriften zu bezeichnen, weil es die eigenen Briefe des Dichters, von denen einige in der That kleine Kunſtwerke ſind, in umfaſſender Sammlung zur Grundlage hat. So liegt ein Dichterleben vor uns, groß und reich genug, um Viele zu beſchäftigen, zu groß und zu reich, um von einem Einzelnen erſchöpft zu werden.

Oktober 1854.

Inhalt.

Seite

Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse . . . . . XIII–LXXXIV

Gedichte. Erstes Buch.

Sehnsucht.

An meine Rose 5
Reise-Empfindung 8
Nach Süden 11
Frage 13
Dein Bild 14
Ghasel 16
Das Mondlicht 17
Nächtliche Wanderung 19
Das Posthorn 21
Bitte 25
An die Ersehnte 26
Meine Braut 28
In der Wüste 30
Schilflieder 32
Winternacht 36
Stumme Liebe 38
Wandel der Sehnsucht 39

Erinnerung.

Leichte Trübung 43
Das todte Glück 45

Seite

Der trübe Wandrer 47
Unmuth 49
Zu ſpät! 50
Vergangenheit 51
An Fr. Kleyle 52
Einſt und jetzt 56
Die Jugendträume 58
Die Felſenplatte 59
Nebel 63
An meine Guitarre 64
An einen Jugendfreund 67

Frühling.

Der Lenz 73
Liebesfeier 76
Der Gefangene 77
Aſyl 83
Trauer 85
Frühlingsblick 86
Frühlingsgedränge 88
Liebe und Vermählung 89
Der Baum der Erinnerung 91
Frühlings Tod 93

Herbſt.

Herbſtgefühl 97
Herbſtklage 98
Scheiden 99
Die Wurmlinger Kapelle 101
Sommerfäden 104
Herbſt 105
Herbſtentſchluß 106

Phantaſieen.

Die Zweifler 111
Glauben. Wiſſen. Handeln 116

Seite

Haidebilder.

Himmelstrauer 125
Robert und der Invalide 126
An die Wolke 131
Die Haideschenke 133
Ahasver, der ewige Jude 141

Balenlieder.

In der Schenke 151
Der Maskenball 153
Der Polenflüchtling 159

Oden.

Abendbilder 167
Zuruf an meinen Geist 169
Sehnsucht nach Vergessen 170
Am Bette eines Kindes 171
An der Bahre der Geliebten 172
Am Grabe Hölty's 174
Primula veris 175

Reisebläter I.

Wanderung im Gebirge 181
Die Heidelberger Ruine 189
Die schöne Sennin 194
Auf ein Faß zu Oehringen 197
Der Postillion 200
Die Rose der Erinnerung 204
Der Indianerzug 206
Die drei Indianer 211

Reisebläter II.

Der Urwald 217
An einen Baum 221
Verschiedene Deutung 223
Niagara 225

Seite

Das Blockhaus 227
Meeresstille 231
Stuemesmythe 232
Wandere und Wind 234
Das Wiedersehen 236
Die Sennin 239
See und Wasserfall 240
Herbstgefühl 241
Ein Herbstabend 242

Atlantica.

Die Seejungfrauen 247
Meeresstille 250
Seemorgen 253
An mein Vaterland 255
Der Schiffsjunge 258

Leben und Traum.

Die Weihung 265
Der Schiffsknecht 271
Marie und Wilhelm 273
Begräbniß einer alten Bettlerin 278
Die Waldkapelle 280
Der Raubschütz 285
Warnung im Traume 288

Vermischte Gedichte.

Die Thränen 295
In der Krankheit 298
An die Melancholie 300
Einem Freunde ins Stammbuch 301
Vergänglichkeit 302
Zögerung 304
An eine Dame in Trauer 305
Einem Knaben 306
Abschied 308

Seite

Am Grabe eines Miniſters 310
Der Indifferentiſt 312
In das Stammbuch einer Künſtlerin 313
Unmögliches 314
Einem Ehrſüchtigen 315
Frage 316
Mein Stern 317
Der Selbſtmord 319
Reiterlied 321
An J. Klemm 323
Zuflucht 325
Der Greis 326
Der Unbeſtändige 329
Abendheimkehr 331
Vanitas 332
Fragmente 334
Theismus und Offenbarung 337
Abmahnung 338
Warnung und Wunſch 339
Waldestroſt 340
Der Unentbehrliche 342
An Fräulein Charlotte von Bauer 343
Schwärmer 345
An einen Langweiligen 346
Stille Sicherheit 348
Waldgang 349
Scheideblick 351
Beſtattung 352
Lebewohl an Eugenie 353
Aus! 354

Vermiſchte Gedichte. Neue Folge.

Laß mich ziehn! 357
Zweifel und Ruhe 359
Mein Herz 361
Lenz 362

Seite

Das Kreuz 363
Nüchterner Blick 364
Einem Autographenſammler 365
Der Räuber im Bakony 366
Das Dilemma 368
Einem Freunde 369
Auf eine holländiſche Landſchaft 370
Die Korybanten 371

Nikolaus Lenau.

Lebensgeschichtliche Umrisse.

Wer es unternimmt, das Lebensbild eines geliebten dahingegangenen Freundes zu entwerfen, der prüfe vorerſt ſich ſelbſt gar wohl, ob die Thräne im Auge ſeinem Blicke noch jene Klarheit gelaſſen, die auch den Schatten, deſſen kein irdiſches Daſeyn entbehrt, genau wahrzunehmen vermöge; er hüte ſich aber auch davor, den Blick allzulange auf den dunkeln Stellen haften zu laſſen, denn das übermäßige Streben, unparteiiſch zu erſcheinen, macht gar oft ungerecht und unwahr und kann ſelbſt die Liebe unabſichtlich auf jene Abwege führen, welche ſonſt nur von der abſichtlichen Tadelſucht betreten werden. Mögen dieſe Blätter ſich von ſolchem Fehler rein erhalten und das Auge der Wahrheit hier zugleich immer das Auge der Liebe bleiben.

Wie mächtigen Einfluß die äußern Lebensgeſchicke auf den innern Menſchen, deſſen Entwickelung, Fortbildung und Geſtaltung jederzeit nehmen mögen, ſo dürften doch kaum bei einem Andern die innigen Wechſelwirkungen des Außen-, des Gemüths- und Geiſteslebens in ſolchem Grade vorwalten, ja, bis zu einer ſolchen gegenſeitig ſich durchdringenden Unauflösbarkeit verſchmolzen ſeyn, wie bei dem Dichter Lenau. „Meine ſämmtlichen Schriften ſind mein ſämmtliches Leben“ ſagt er ſelbſt bezeichnend in einem ſeiner Briefe; und in der That, wer ſein Leben nicht kennt, der wird den Schlüſſel zum Verſtändniſſe mancher ſeiner Dichtungen vermiſſen, und umgekehrt werden dieſe oft auf die düſtern Schatten ſeiner Lebenspfade ihre warmen Schlaglichter werfen müſſen. Aber auch dann wird Manches noch unerklärt und unerklärbar bleiben; die menſchliche Seele hat Tiefen unnahbarer Einſamkeit, in welche ſie ſelbſt dem vertrauteſten Freundesauge das Eindringen verwehrt. Das Unglück aber, welches ſich an menſchliches Erdenwallen hängt und welches auch dem Leben, das wir hier zu ſchildern haben, ein ſo grauenhaft treuer Begleiter war, iſt trotz ſeiner Härte meiſtens ſo geſchmeidig und gefügig, daß es gar bald Miene und Gewand des von ihm Betroffenen annimmt, ja ſich mit dem Individuum ſo völlig identificirt, daß man zittern muß, die Linie zu neben, wo die Mißgunſt des Geſchickes aufhört und das perſönliche Verſchulden beginnt, und daß es ſehr oft ganz unentſcheidbar bleibt, ob der Schmerz wirklich

der aufgedrungene Beherrſcher, oder nur der halbwillkommene Diener einer Menſchenſeele war. Mit Wehmuth und Trauer ſehen wir dieſes uns ſo theure Daſeyn in ſeinem Untergange die alte, jeden menſchlichen Stolz ſo tief demüthigende Lehre erneuern, wie ſchattenhaft ohnmächtig der Titanentrotz ſelbſt des glänzendſten und tapferſten Menſchengeiſtes im Conflikte mit den geheimnißvollen, ewig unbezwinglichen Naturgewalten! Darum vermeſſe ſich auch der Stärkſte nicht, die oft unbeachtet in unentdeckbarer Verborgenheit lauernden Mächte zu wecken und zu reizen; ſie brechen nur zu oft ungerufen aus ihren unheimlichen Verſtecken.

Nikolaus Franz Niembſch Edler von Strehlenau, als Dichter Nikolaus Lenau genannt, ward am 13. Auguſt 1802 zu Cſatad (ſprich Tſchatad), einem Dorfe unweit Temeswar in Ungarn, geboren, wo ſein Vater, Franz v. Niembſch, als Beamter der dortigen königlichen Kameralherrſchaft damals angeſtellt war, nachdem er die kriegeriſche Laufbahn, die er in einem Kavallerieregimente begonnen, bald wieder aufgegeben hatte. Deſſen Gattin, die Mutter unſeres Dichters, hieß Thereſia Maigraber und ſtammte aus einer angeſehenen Bürgerfamilie zu Ofen, welche ſich daſelbſt eines ſtattlichen Haus- und Landwirthſchaftsbeſitzes mit bedeutenden Weingärten zu erfreuen hatte. Das Geſchlecht der Niembſche, deſſen unzweifelhaft ſlaviſcher Name dennoch, beſonders in der älteren Schreibart Niemtz, zugleich auf germaniſchen Urſprung hinweiſt, (niémetz, nemaz: der Deutſche) ſoll aus der preußiſch-ſchleſiſchen Stadt Strehlen herſtammen, muß jedoch damals ſchon ſeit mehreren Generationen in Oeſterreich anſäßig geworden ſeyn, zu deſſen Heere es bereits von Periode zu Periode wackere Krieger aus ſeiner Mitte geſtellt hatte. Zu letzteren zählt der Großvater Lenau's, Joſeph von Niembſch, zuletzt k. k. Oberſt und Kommandant der Haupt-Monturs-Commiſſion zu Stockerau bei Wien. Dieſer war es auch, welcher die Anerkennung und Erneuerung des zwar unzweifelhaften, aber bei dem Abgang aller Dokumente, die vielleicht bei der Familienüberſiedelung verloren gegangen waren, nicht mehr urkundlich nachweisbaren älteren Adels der Niembſche, bei dem Kaiſer Franz nachſuchte und erwirkte, bei welchem Anlaſſe der greiſe Krieger, wahrſcheinlich mit Beziehung auf den alten Wohnſitz ſeines Hauſes, das Adelsprädikat: „von Strehlenau" erwählte. Die Erörterung: ob, wie behauptet worden, eine ältere Verwandtſchaft zwiſchen der Familie v. Niembſch und jener, gleichfalls ſchleſiſchen, der Grafen v. Niemptſch beſtehe? wollen wir den Genealogen von Beruf überlaſſen.

Die Ehe des Lenau'ſchen Elternpaares, obſchon aus Liebe, in blühendſter Jugend und nach ausdauernden Kämpfen gegen Schwierigkeiten und Hinderniſſe mannigfacher Art geſchloſſen, kann eine glückliche nicht genannt werden. Franz v. Niembſch

hatte aus dem halbmüßigen Garniſonsleben den ihm anklebenden Hang zu ſoldatiſcher Ungebundenheit im außerdienſtlichen Verkehre, ungeſchmälert an den häuslichen Herd mitgebracht; der ſtrengen Feſſeln der Disciplin entledigt, ließ er ſich's nicht angelegen ſeyn, die minder wahrnehmbaren, aber doppelt geheiligten Feſſeln einer freiwilligen Disciplin der Seelen, welche allein die Flamme des ehelichen Glückes lauter und ungeſchwächt bewahrt, innig verſtehen und gründlich beachten zu lernen. Unbezähmte Neigung zu Zerſtreuungen und abenteuerndem Herumſtreichen, Hang zu edelmänniſchem Groß- und Wohlleben, endlich die verderbliche Leidenſchaft des Spieles führten ihn von Schritt zu Schritt auf die bedauerlichſten Abwege. So geſchah es eines Tages, daß er, von dem Bette ſeines todkranken älteſten Töchterleins nach Temeswar um ärztliche Hülfe abgeſendet, dort des Zweckes ſeiner Fahrt in ſinnbetäubender Spielwuth vergaß, bis die ganze mitgebrachte Geldſumme im Kartenſpiel verloren war! Selbſt der bald darauf erfolgte Tod dieſes, übrigens unrettbaren, Kindes vermochte ihn nicht zur Aenderung ſeiner ungeregelten Lebensweiſe. Auch mit dem Gelöbniſſe ehelicher Treue nahm der leichtſinnige Mann es nicht mehr genau und Thatſache iſt es, daß einer jener allzudienſtfertigen Hausfreunde, an deren Sohlen ſich ſo oft der ſittliche Zerfall des Familienlebens heftet, dem längſt ſchon Unwürdiges ahnenden, tiefleidenſchaftlichen Weibe, welches zudem eben geſegneten Leibes ging, die augenfällige und ſonach zweifelloſeſte Gewißheit von der Untreue des Gatten verſchaffte. Solche Erlebniſſe mußten den ſehr gewagten Bau eines ehelichen Glückes, das nur in ſeiner Perſönlichkeit den ganzen Halt hoffen und ſuchen durfte, allmählig untergraben und ihm das Herz einer Gattin entfremden, deren weiches empfindungbedürftiges Gemüth ſich immer mehr daran gewöhnen ſollte, Troſt und Ruhe, Befriedigung und Glück einzig und allein bei ihren Kindern zu finden. Wohl iſt Kinderſegen ein großer Reichthum, aber es mengt ſich ein bitterer Tropfen darein, wenn das unſchuldige Kind nebſt dem was es ſelbſt gilt, auch noch ſtatt eines Andern gelten, für den ſchuldbeladenen Urheber ſeiner Tage Erſatz bieten ſoll. Ein Mutterherz, das ſolchen Erſatz ſuchen muß, wird in ſeinen Anforderungen an das Kind, dem es ſelbſt Alles gewährt, leicht zu ungeſtüm und vielbegehrend werden und, weil es unerſättlich iſt, meiſt auch unbefriedigt bleiben. — Wir mußten jener traurigen Vorgänge im häuslichen Leben etwas ausführlicher erwähnen, weil ſie uns erklären, wie Lenau's Mutter in ſchmerzhafter Erregtheit und tiefniſtendem Grame ihre Jugendtage verlebte, und weil ſie uns zu der Annahme berechtigen, daß unſer Dichter wohl ſchon im Mutterleibe das erſte Gepräge jener tiefen Melancholie empfangen habe, deren Stempel er durch's ganze Leben auf ſeiner ſchönen und edeln Stirne tragen ſollte.

Franz v. Niembſch hatte, durch andauernde Kränklichkeit veranlaßt, ſeinen Dienſtpoſten aufgegeben und war mit ſeiner Familie nach Ofen überſiedelt, wo er im Frühling 1807, erſt 29 Jahre alt, an der Auszehrung ſtarb. Seiner Ehe mit Thereſe Maigraber entſproßen vier Kinder, wovon eines, das oben erwähnte Töchterchen Magdalene, dem Vater im Tode bereits vorangegangen war, die übrigen, Thereſe, unſer Nikolaus und eine zweite Magdalene beide Eltern überlebten. Gleich nach dem Tode ihres einzigen Sohnes hatten die ſich nun doppelt vereinſamt fühlenden, in Wohlhabenheit lebenden Großeltern, der Oberſt Joſeph von Niembſch und deſſen Gemahlin, eine geborne Freiin von Kellersberg, an die Wittwe das beherzigenswerthe Anerbieten gerichtet, die Enkel in den eigenen Haushalt zu übernehmen und für deren Unterhalt und Erziehung fortan Sorge zu tragen. Mag dieſer Antrag ſeitens der Großmutter, welche hiebei das vermittelnde Organ war und welche uns als ein ariſtokratiſch entſchiedener Charakter geſchildert wird, vielleicht in zu herriſch-überlegenem Tone geſtellt worden ſeyn oder mag er einfach an der übergroßen Zärtlichkeit der Mutter, welche ſich von ihren Kindern, insbeſondere von ihrem Liebinge Niki (Nikolaus) nicht zu trennen vermochte, geſcheitert ſeyn, kurz, derſelbe blieb für dießmal unerfüllt. Dieſes Scheitern hatte aber auch das Ausbleiben der großelterlichen Unterſtützungen, deren Gewicht gerade in der jetzigen Lage der Familie nicht verkannt werden konnte, zur unmittelbaren Folge. Auf ihr eigenes, nicht übergroßes Vermögen und die zeitweiligen Beihülfen ihrer nächſten Verwandten beſchränkt, widmete ſich Lenau's Mutter mit aller Sorgfalt und Liebe in faſt dürftiger Zurückgezogenheit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder; erſt ſpäter (1811) brachte das durch den Tod ihrer eigenen Mutter ihr zugefallene Erbtheil einige Erleichterung in die finanzielle Lage der jungen Wittwe. Hiebei muß hervorgehoben werden, daß Nikolaus in jeder Beziehung, ja ſelbſt in allen Einzelnheiten der Koſt und Wartung, immer der bevorzugte, ja faſt verhätſchelte Liebling blieb, welchem nicht leicht ein Wunſch abgeſchlagen und jeder Fehltritt nur mit der zarteſten, beileidvollſten Schonung verwieſen werden durfte. Dieſer erhielt zu Ofen den erſten Unterricht in den deutſchen und lateiniſchen Schulen und zwar mit dem beſten Erfolge. Auch die muſikaliſchen Anlagen des Knaben empfingen hier die erſte Unterweiſung durch den Pfarrſchullehrer Joſeph Czerny, welcher ihm als Lehrer für die Violine beſtellt wurde. Leider gebrach es dieſem Lehrer an der richtigen Methode und der Erfolg blieb daher ein kaum nennenswerther. Erſt viel ſpäter in Wien (1820) erlangte Niembſch ſeine Ausbildung auf dieſem Inſtrumente durch den Virtuoſen Joſeph v. Blumenthal. Dagegen machte der etwa zwölfjährige Knabe überraſchende Fortſchritte im Guitarreſpiele, das er

(1814) unter Anleitung eines gewiſſen Godenberg begann. Noch als Grammaticalſchüler unternahm er mit einem Studiengenoſſen, Nikolaus Klauzál, Spaziergänge, ja ſogar eine heimliche Donaufahrt unter Guitarreſpiel. Später in Tokai lockten ſeine Guitarrenklänge ganze Mädchenſchaaren hinter ihm her. Doch genügte ihm dieſes angenehme Inſtrument nicht auf die Dauer; er fand es in ſpäteren Jahren zu beſchränkt und nicht zureichend für den vollen Ausdruck ſeiner muſikaliſchen Empfindungen und beſeitigte es gegen die viel tonreichere und ausdrucksfähigere Violine. Jener Godenberg ſcheint eine durchaus poeſievolle Natur geweſen zu ſeyn und auf den Knaben Nikolaus großen Einfluß geübt zu haben. Von ihm erlernte dieſer am Vogelherde, wohin er ihn oft begleitete, ſeinen eigenthümlichen kunſtvollen Lippenpfiff, deſſen reiche Modulationen und reinen Klänge ſelbſt muſikaliſche Hörerkreiſe oft in Bewunderung und Entzücken hinriſſen.

Wie ſchon der Keim der Pflanze den künftigen Baum vorgebildet in ſich birgt, ſo liegt meiſt ſchon im Kindesleben eines bedeutenden Menſchen deſſen künftige Entwickelung und Geſtaltung wahrnehmbar vorgezeichnet. Die Wittwe v. Niembſch hatte, zunächſt wohl aus ökonomiſchen Rückſichten, auf der ſogenannten Generalswieſe nächſt Ofen mit den Kindern ein Haus bezogen, welches, urſprünglich eine Kapelle und erſt neuerlich zum Wohnhauſe umgeſtaltet, mitten in einem ehemaligen Kirchhofe lag. Dieſe Umgebung konnte eines mächtigen Eindrucks melancholiſch-religiöſer Färbung auf das empfängliche Gemüth eines Knaben nicht verfehlen, in welchem durch eine weibliche Erziehung, die überdies von einer in Unglück und Entſagung ſchwergeprüften Mutter ausging, der religiöſe Sinn vorwiegend geweckt und genährt wurde. So kam es, daß Nikolaus, wie uns ein naher Verwandter des Dichters[1] erzählt, „als Kind ungemein fromm und gottesfürchtig war. Er betete tagtäglich ſein Morgen- und Abendgebet mit tiefſter Inbrunſt. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altare hergerichteten Stuhle die Meſſe zu leſen, wobei ihm ſeine um anderthalb Jahre ältere Schweſter miniſtriren mußte. Noch als Mann ſprach Niembſch mit Entzücken von der wahrhaft himmliſchen Seligkeit, die ihn durchſtrömte, als er das erſtemal rein wie ein Engel von der Beichte ging.“ Es kann uns nicht mehr überraſchen, daß dieſer Knabe, welcher zum Spiel Meſſe lieſt, nachdem er Mann und Dichter geworden, von Unglück, wirklichem ſowohl, als vermeintlichem, gebeugt, ſeinen forſchenden Blick noch immer auf das Ueberirdiſche, Göttliche, feſtgerichtet behält, mit Vorliebe dogmatiſche Stoffe zu ſeinen größeren Dichtungen erwählt und die Erhebung und Befreiung der Menſchheit

[1] A. E. Schurz, in dem kurzen lebensgeſchichtlichen Abriſſe: „Nikolaus Lenau“ im „Album öſterreichiſcher Dichter.“ Wien 1849.

auf religiöſen Bahnen ſuchen muß. Für die nachhaltende Macht jener Jugenderinnerungen kann die Scene „der nächtliche Zug“ in Lenau's Fauſtdichtung als dichteriſche Urkunde gelten; die melancholiſche Atmoſphäre des einſtigen Kirchhofs, auf welchem der Knabe ſpielte und aufwuchs, blieb in zauberiſcher Verklärung, blumenduftig und mondbeglänzt über der ganzen Poeſie unſeres Dichters gebreitet. — Dieſer Knabe war auch ein leidenſchaftlicher Vogelſteller geworden und die Einſamkeit des Vogelherdes, der abgeſchiedene Verkehr mit der Natur und den ſie bevölkernden Geſchöpfen hatte ſchon früh in das Kindesherz die erſten Keime zu jener liebevollen Beobachtungsgabe, jenem innigen Verſtändniß und jener ſcharfen Kennzeichnung gepflanzt, welche ſpäter, zur vollen Blüthe entwickelt, als unübertroffene Naturſymbolik eines der hervorragendſten Elemente Lenau'ſcher Poeſie bildeten. Das Aufwachſen in einem durchaus weiblichen Familienkreiſe, in welchem der Knabe Nikolaus ſich bald als das einzige männliche Weſen fühlen lernte, mochte ſchon damals, wie er ſich an phyſiſcher Kraft überlegen ſah, das Bewußtſeyn einer auch geiſtigen Ueberlegenheit in ihm geweckt haben, das ihn auch ſpäter und allerdings mit gutem Rechte durch's Leben begleitete. Die zärtliche Zuvorkommenheit einer jeden Wink ihres Lieblings erlauſchenden und verwirklichenden Mutter dürfte es unabſichtlich wohl mitverſchuldet haben, daß jener, gewohnt, die kleinen Ereigniſſe eines Jugendlebens ſtets ſeinem Willen dienſtbar zu ſehen, bald und fortan den Widerſpruch gegen dieſen nicht gut zu ertragen vermochte; ja, dieſe Gewohnheit, ohne eigenes Zuthun die Dinge gemächlich an ſich heran kommen zu laſſen, um alle ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, mag die tiefere Wurzel zu einem Charakterzuge unſeres Dichters gelegt haben, den wir als den Urquell der meiſten Leiden, die ihn im Leben betroffen, anſehen müſſen, — ſoweit nämlich dieſe durch menſchliche Willenskraft abwendbar waren; — wir meinen: die Unſchlüſſigkeit, den Mangel an feſter Selbſtbeſtimmung den äußern Lebensverhältniſſen gegenüber, an eingreifender Thatkraft, gepaart mit der richtigen Erkenntniß und Benützung des rechten Augenblickes. „Ich habe es verpaßt!“ ſprach Lenau ſelbſt in einer ſpäteren Stunde der Selbſtſchau; ein Wort voll erſchütternder Wahrheit und furchtbarer Bedeutung in ſeinem Leben. Daß eine überaus ſtrenge und darum äußerſt ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit an ſeiner Unentſchloſſenheit und Zweifelſucht einen gar weſentlichen Antheil hatte, wird unſer ethiſches Gefühl zwar befriedigen, unſere Zuneigung und Theilnahme ſteigern müſſen, vermochte aber leider nicht die folgenſchweren Wirkungen von ſeinen ſpäteren Geſchicken abzuwenden. — Von dieſer liebevollen Mutter, an der auch er mit der innigſten und aufopferndſten Liebe bis zum Tode hing, hat er dagegen auch alles, was ihn geiſtig reich und groß gemacht hat und dem lebenden

und künftigen Geſchlechte werth und theuer erhalten muß, den reinen Sinn für das Hohe und Schöne, die Weichheit und Tiefe der Empfindung, die ſittliche Strenge und tiefſinnige Schwermuth, und, wie er ſelbſt anerkannte, die fruchtbare und leicht erregbare Phantaſie. Vom Vater ſcheint er nur den unſtäten Hang des Ortswechſels in der edleren Form drängender Wanderluſt geerbt zu haben. Religion und Kunſt ſind in ihren Quellen ſich nahe verwandt; bei beiden bildet der ordnende Verſtand nur das Geäſte, die Auszweigung; Mark und Wurzeln aber ſtammen und nähren ſich aus dem Gemüthe. Da die Frauen, die Mütter zunächſt, es ſind, welche das kindliche Herz bilden und pflegen, die zarten Hände ſich zum Gebete falten lehren, Auge und innern Sinn auf das Anmuthige und Erhabene in Natur und Leben lenken, ſo wird es uns erklärbar, daß ſo viele Heroen der Kirchen- und Kunſtgeſchichte die Richtung auf das Höhere, Edlere, Heilige von ihren Müttern empfingen. Der geiſtvolle Frankl[1] macht auf die phyſiologiſch noch nicht genug gewürdigte Erſcheinung aufmerkſam, „daß künſtleriſch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meiſt das ſchöpferiſche Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken.“ Wir möchten darin eher eine Analogie, denn einen Antagonismus erblicken, wenn wir in Betracht ziehen, daß gerade der künſtleriſche Zeugungsproceß auf eine nähere Verwandtſchaft mit dem „empfangenden Theile der Eltern“ hinweist, indem der zündende Funke, die befruchtende Idee meiſt unwillkürlich und plötzlich von außen empfangen wird, das Kunſtwerk ſelbſt aber, bevor es an's Tageslicht tritt, wie die Leibesfrucht erſt im Innern, man möchte faſt ſagen: unter dem Herzen, ausgetragen, ausgebildet und gezeitigt werden muß. Zugleich ſcheint uns der pſychologiſche Weg der geeignetere, um der Löſung jenes Problems näher zu rücken, ohne die Rührung abzuſtreifen, welche uns ergreift, wenn wir die Künſtlerſeele von ihren Triumphen in liebevoller Erinnerung dankbar an das Mutterherz zurückeilen ſehen.

Die noch junge anmuthvolle Mutter unſeres Dichters hatte, mehrfache Bewerbungen zurückweiſend, ſich endlich mit einem Arzte, Dr. Vogel, wieder vermählt und war mit dieſem und den Kindern nach Tokai überſiedelt. Niembſch verlebte dort ſein fünfzehntes und ſechzehntes Lebensjahr und ſchilderte dieſe Jahre immer als die glücklichſten ſeines Lebens. In ſeinem Munde, wie in ſeinem Liede, lebte unverſiegbar die Erinnerung an jene Stunden und jene Gegenden

„In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen

[1] L. A. Frankl, „Zu Lenau's Biographie“ Wien, 1854. S. 11.

Mit der Tiſſa grünen, klaren,
Freudig rauſchend ſich geſellen,
Wo auf ſonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht."

(Lenau's Gedichte II, 391.)

Dort vollendete Niembſch die beiden Studienjahrgänge der Rhetorik und Poeſie unter der Leitung eines wenig älteren Privatlehrers, Joſeph v. Kövesdy, welcher ihm allmählig inniger Freund wurde, wie er bereits der erklärte Verehrer ſeiner älteren Schweſter Thereſe war. Die Prüfungen wurden am nächſtgelegenen Gymnaſium zu Ujhely mit dem glänzendſten Erfolge abgelegt. Um dieſe Zeit ſoll Kövesdy aus Anlaß eines Briefes, welchen Niembſch dem auf kurze Zeit Abweſenden geſchrieben hatte, dem talentvollen Briefſteller in einem an deſſen Mutter gerichteten Schreiben eine ruhmreiche Zukunft geweiſſagt haben.

Die wiederholten Bemühungen der Großeltern, ſowohl an die leidenſchaftliche Mutter, als an den ruhiger erwägenden Stiefvater gerichtet, hatten, nachdem auch die Anforderungen ihres durch Kinder aus der zweiten Ehe vermehrten Haushaltes fühlbar geſteigert waren, endlich den Erfolg, daß jene ſich, wiewohl widerſtrebenden und blutenden Herzens zu dem Opfer einer Trennung von ihren Kindern erſter Ehe, insbeſondere von ihrem Nikolaus, entſchloß und dieſelben der Obhut der Großeltern übergab. Doch nicht lange ertrug die gefühlvolle Frau dieſe Trennung; bald vermochte ſie ihren Gemahl zur Ueberſiedelung nach Preßburg, um dadurch ihren Kindern in Wien näher zu rücken. — So kam Nikolaus v. Niembſch im Herbſt 1819 nach Wien, um daſelbſt den philoſophiſchen Studien obzuliegen. Er wohnte in einem Privat-Koſthauſe, machte jedoch häufig Beſuche bei den Großeltern in Stockerau, wo er regelmäßig auch die Ferienzeiten zuzubringen pflegte. Bei einem dieſer Ausflüge (zu Weihnachten 1820) lernte Niembſch im Hauſe der Großeltern ſeinen nachmaligen Schwager Anton Schurz kennen und achten. Die Bewerbung des Letzteren um Herz und Hand Thereſens v. Niembſch fand, nachdem deren erſter Verehrer Kövesdy eines frühen Todes verblichen war, kein Hinderniß und die Vermählung hatte am 21. Auguſt 1821 ſtatt. Unter Niembſchens Studiengenoſſen, mit denen ihn derſelbe Hörſaal vereinte und ſchon damals in, wiewohl nur flüchtige, Berührung brachte, nennen wir zunächſt Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm) und J. G. Seidl. Letzterer hat ſeine Erinnerungen aus dieſer Zeit in einem leſenswerthen Aufſatze zuſammengeſtellt,[1] dem wir hier

[1] „Nikolaus Lenau Erinnerung aus meinem Leben" in Frankl's Sonntagsblättern. 1848, Nr 5

nur die Bemerkung entnehmen, daß der „blasse, dunkelhaarige, schon damals düster schauende Niembsch“ nicht Student war, „wie wir Uebrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt.“ Dieser Mangel einer entschiedenen Richtung auf das streng Praktische bezeichnet Niembschens ganze Studien-, ja, seine ganze Lebenszeit. Aus der Zahl seiner damaligen Professoren müssen wir die beiden Namen Weintridt (Religionswissenschaft) und Remboldt (Philosophie) hervorheben, weil sie, ohne gerade nachweisbaren Einfluß auf Lenau's spätere Richtungen geübt zu haben, Lehrfächer vertraten, denen dieser mit der Zeit eine große Vorliebe und gründliche Studien widmete. Beide genannte Männer wurden bald darauf „allzufreisinniger Tendenzen“ wegen, von ihren Lehrstühlen enthoben. Auch der wunderliche, aber ehrenfeste Biedermann Anton Stein (Philologie), der gründliche Kenner des classischen Alterthums und vielleicht noch gründlichere Hasser und Verfolger aller Tabakraucher, bleibe nicht unerwähnt; Niembsch, der aus seiner Ungarheimath nebst einem geläufigen Latein, das er in seltener Reinheit sprach, auch die leidenschaftliche Vorliebe für das narkotische Duftkraut mitgebracht hatte, mußte darüber mit dem ihm sonst wohlgewogenen Professor manchen ergötzlichen Strauß bestehen.

Nach zurückgelegten philosophischen Studien (im Herbste 1821) sollte Niembsch nach dem Wunsche der Großeltern sich den Rechtswissenschaften in Wien widmen und zum Staatsdienste ausbilden, während er selbst, angezogen durch die größere Kürze der in Ungarn eingeführten Lehrkurse, sich zum ungarischen Rechte hinneigte, das er in dem nahen Preßburg, wo zudem seine geliebte Mutter wohnte, am bequemsten zu absolviren hoffte. Stockerau, wo Niembsch eben seine Ferienzeit zubrachte, gab die Entscheidung. Ein vielleicht nicht in der schonenden mütterlichen Art ausgesprochener Verweis der Großmutter, als Niembsch von einem glücklichen Vogelfange in etwas verwildertem Anzuge mit allzulautem Jubel in das Empfangzimmer eingestürmt war, verletzte diesen so empfindlich, daß er nach einer kurzen Expectoration über „unerträgliche Tyrannei“ augenblicklich das Haus verließ und nach Preßburg eilte, zu nicht geringer Ueberraschung seiner dortigen Anverwandten. Dieses an sich unerhebliche Begebniß, dessen Folgen durch die von dem freundlich vermittelnden Schurz'schen Ehepaare angebahnte Versöhnung mit den Großeltern bald wieder glücklich beseitigt wurden, schien darum erwähnenswerth, weil es den jungen Niembsch uns zum erstenmal im Conflikte mit der Außenwelt zeigt, welchen

er weder zu verſöhnen noch zu beſiegen weiß, und weil es von ſeiner großen Reizbarkeit und zugleich Widerſtandsloſigkeit Zeugniß gibt. Statt die hier obwaltende Kluft der Charakterverſchiedenheiten durch ſtandhafte Geltendmachung und Entwickelung deſſen, was in ſeinem eigenen Charakter Gewinnendes, Edles und Würdiges lag, verſöhnend auszufüllen, entzieht er ſich der erſten Disharmonie trotzig durch die Flucht.

Das ſelbſtgewählte, in Preßburg kaum begonnene ungariſche Rechtsſtudium wurde bald wieder verlaſſen und mit jenem der Landwirthſchaft vertauſcht. Schon im Herbſte 1822 finden wir Niembſch auf dem Wege nach der vom Erzherzog Karl auf ſeinen Gütern errichteten Ackerbauſchule zu Ungariſch-Altenburg, in deſſen Nähe, nach dem Städtchen Wieſelburg, die treue Mutter ihm bald nachfolgte. Um dieſe Zeit ſcheint der dichteriſche Funke in Lenau's Bruſt zuerſt gezündet zu haben; damals entſtanden die erſten, uns leider nicht aufbewahrt gebliebenen Verſuche ſeiner Muſe. In Altenburg lernte Niembſch einen ſeiner theuerſten Jugendfreunde, Fr. Kleyle, kennen, welchem er ſpäter das ſchöne Gedicht Bd. I. S. 52 dieſer Sammlung widmete. Kleyle's früher Tod trennte jedoch ſchon nach wenigen Jahren den ſchönen Freundesbund.

Auch die Landwirthſchaft beſaß nicht jenen Zauber, welcher den unſtäten Wiſſensdrang des jugendlichen Dichters dauernd zu feſſeln vermocht hätte. Schon nach Jahresfriſt (im Herbſte 1823) wandte er ſich von ihr ab und den deutſchen Rechtsſtudien zu; er ging zu dieſem Zwecke, abermals in Begleitung ſeiner Mutter, nach Wien zurück. Hier oblag er durch drei Jahrgänge (1824—1826) den juridiſchen Wiſſenſchaften nach dem für die Erblande vorgeſchriebenen Studienplane, bis er plötzlich zur Medicin überſprang, von welcher er, gleichfalls an der Wiener Hochſchule vier Jahrgänge (1827—1830) zurücklegte. An dem ſo oftmaligen Wechſeln der von Niembſch gewählten Berufsſtudien hatte der feurige Drang, ſich in möglichſt vielen Fächern des Wiſſens umzuſehen, gewiß einen löblichen und kaum geringeren Antheil, als die ihm innewohnende ſchwankende Unentſchiedenheit in praktiſchen Lebensfragen. Die Studienzeugniſſe waren, dem Talente des jungen Dichters angemeſſen, immer befriedigend, oft ſogar glänzend; der Gewinn an Kenntniſſen aus ſo mannichfaltigen Wiſſensfächern ein überaus reicher; dennoch bleibt es gewiß, daß Niembſch ſich keinem dieſer Studien mit jenem ausdauernden Eifer hingab, welcher dem Studirenden eigen wird, der in der gewählten Fachwiſſenſchaft den vielverheißenden Baum des Lebens ſieht, von deſſen Zweigen er einſt die nährende Frucht des täglichen Brodes oder den ſeltneren Kranz des Ruhmes zu pflücken denkt. Um ſo emſiger pflegte Niembſch ſeine dichteriſchen Anlagen, welche ſich um dieſe Zeit und im Umgange mit gleichſtrebenden jungen Männern immer mächtiger zu entwickeln begannen.

Dennoch blieb Niemſch, ganz gegen den Brauch junger Poeten, vorwiegend in ſich verſchloſſen und wenig mittheilſam mit ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen; nur wenigen näher Befreundeten gelang es, ihm einzelne Mittheilungen abzuſchmeicheln, oder gar in äußerſt ſeltenen Fällen deren Druck zu vermitteln. So fand das erſte, unter ſeinem wahren Namen erſchienene Lied „die Jugendträume“ (I, 58) in J. G. Seidl's Taſchenbuche „Aurora“ für 1828, und das erſte, mit dem Pſeudonym Nikolaus Lenau bezeichnete Gedicht: „Glauben, Wiſſen, Handeln“ (I, 116) durch Vermittlung des Verfaſſers dieſer Lebensſkizze, in K. Spindlers „Damenzeitung“ 1830, den Weg in die Oeffentlichkeit. Die Form ſeiner damaligen Poeſien mahnte noch theilweiſe an ältere Vorbilder, insbeſondere an Hölty und Klopſtock, denn noch war es dem jungen Dichter nicht ganz gelungen, deren bewältigenden und ganz vorzüglich bei Hölty durch tiefinnere Verwandtſchaft liebgewordenen Einfluß abzuſtreifen und ſeinen Schöpfungen das entſchiedene Gepräge ſelbſtſtändiger Eigenthümlichkeit aufzudrücken. Der Inhalt derſelben trug, wie auch die äußere Erſcheinung und Haltung des Dichters, ſchon damals die Färbung ſanfter aber tiefer Melancholie, großer ſittlicher Strenge und eines tiefen Haſſes und Trotzes gegen jede Art von Unterdrückung und Tyrannei. In politiſcher Beziehung gehörte er mindeſtens zu den Malkontenten und trug ſich ſchon damals mit Auswanderungsplanen; ſein idealer Republikanismus erblickte in den Vereinigten Staaten Nordamerika's das Land der Verheißung; zu den politiſchen geſellten ſich allmählich auch künſtleriſche Motive, um den innern Zug nach jenen überſeeiſchen Geſtaden noch zu ſteigern. Das ſpäter geſungene Abſchiedslied eines Auswandernden (Bd. I, S. 308) hörte man ſchon damals, nur in etwas derberen Kraftausdrücken, durch ſeine mündlichen Aeußerungen vorklingen. Unter den näheren Freunden und Bekannten Lenau's aus jener Studienperiode nennen wir J. Klemm, dem das ſinnvolle Gedicht Bd. I, S. 323 gewidmet iſt, Adolf v. Herz, den witz- und theilnahmvollen Poetenfreund, J. G. Seidl, Halirſch, Bauernfeld, Dräxler-Manfred, v. Braunthal, Fr. Witthauer, G. v. Franck, Kaltenbäck, v. Herrmannsthal, Badenfeld (Eduard Sileſius), Auersperg (A. Grün) u. m. A., dann den Polen Nikolaus Beloz v. Antoniewicz, deſſen „Abſchied aus Galizien“ Niembſch ins Deutſche übertrug und von dem er manche Anregungen zu den feurigen „Polenliedern“ (I. 151 u. ff.) empfing, welche in der nachfolgenden Erhebung Polens noch reichere Nahrung finden ſollten. Ihr gewöhnlicher Sammelplatz war das damals neueröffnete ſogenannte „ſilberne“ Kaffeehaus in der Plankengaſſe (nach dem Eigenthümer kurzweg auch „der Neuner“ genannt), deſſen Lage faſt im Mittelpunkte der inneren Stadt es zu dem geeignetſten Vereinigungsorte der in dem großen Wien und deſſen Vorſtädten zerſtreut und entfernt wohnenden Freunde gemacht hatte. Einerſeits die

entſchiedene Abneigung des damaligen Regierungsſyſtems gegen die lebendigere Regſamkeit aufſtrebender Geiſter und gegen jede Art von Vereinsweſen, insbeſondere wo es literariſchen oder politiſchen Tendenzen gelten konnte; andrerſeits das unabweisbare Bedürfniß des Ideen- und Meinungsaustauſches unter ſtrebſamen jugendlichen Gemüthern, welche die gleiche Geiſtesrichtung vereinigte, hatten zu dem unverfänglichen Auskunftsmittel geführt, den freien Beſuch und die geſelligen Freuden eines öffentlichen Vergnügungsortes zum Anknüpfungs- und Vermittlungspunkte für einen lebendigen geiſtigen Verkehr zu wählen, welcher Allen, urſprünglich wünſchenswerth, allmählich überaus lieb, ja ganz unentbehrlich wurde. An die kleine Freundeſchaar ſchloß ſich durch die einem ſolchen Kreiſe inwohnende Anziehungskraft allgemach, theils bleibend, theils vorübergehend, faſt Alles an, was die Kaiſerſtadt an einheimiſchen Berühmtheiten und jüngeren Kräften in Literatur und Kunſt aufzuweiſen oder die Fremde an ausgezeichneten Söhnen eben nach Wien geſendet hatte. So zählten im Laufe der Jahre nebſt den bereits Genannten Fr. Grillparzer, v. Zedlitz, Bolza, Raimund, L. Löwe, J. N. Vogl, C. W. Huber, v. Feuchtersleben, Dr. Hock, H. v. Levitſchnigg, M. v. Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, Deinhardſtein, Caſtelli, v. Karajan, F. Stelzhammer, Graf Heuſſenſtamm, v. Schober, v. Littrow, Dr. Görgen, Dr. Seligmann, M. v. Enk, C. G. v. Leitner, Joſ. Deßauer, J. Fiſchof, Otto Nikolai, Carl Evers, Fr. v. Schwind, Joſ. Danhauſer, Dr. Haltaus, v. Holtei, Alex. Graf v. Württemberg, die Dänen Joh. Martenſen und Bornemann, die Schweden Böttiger und Hagberg nebſt vielen Andern zu den Gäſten des „Neuner" und größtentheils zu den Freunden oder doch Bekannten unſeres Dichters. Nebſt Karten-, Schach- oder Billardpartien, nebſt Kaffee und langer Pfeife, für die Niembſch eine große Vorliebe hatte, bot ein Beſuch des ſilbernen Kaffeehauſes die Gewißheit des Zuſammentreffens mit alten Bekannten oder mit hervorragenden Perſönlichkeiten aus der Nähe und Ferne, und die nie getäuſchte Ausſicht auf heiteres Scherzgeſpräch oder ernſtere intereſſante Erörterungen. Das ſilbeene Kaffeehaus blieb ſeit den Studienjahren bis zu ſeiner unheilſchweren Erkrankung Lenau's geſelliges Hauptquartier in Wien; dort verbrachte er regelmäßig ſeine Nachmittagsſtunden mit dem Billardſpiele, in welchem er durch Eleganz und Kunſtfertigkeit als Meiſter glänzte, oder in geiſtvoller Converſation, bisweilen auch bei unfreundlicherer Stimmung in trübem Hinbrüten, aus dem langen Pfeifenrohre mächtige Wolken blaſend. Dem heiteren Scherze war er keineswegs abhold, und obſchon ſelber in treffenden Spott- und Witzworten kein Fremdling, lauſchte er doch lieber ſchweigend dem muthwilligen Treiben der Andern und ließ ſich von den neckiſchen Göttern des Humors und der Satyre ſtilllächelnd umgaukeln. Als in der ſpätern Lebensperiode des

Dichters einmal davon die Rede war, daß Wien durch den Cenſur- und Polizeidruck nachgerade ein unerquicklicher Aufenthalt werde und beſſer mit irgend einem anderen außerhalb Oeſterreichs zu vertauſchen wäre, nickte Lenau dem Sprecher im Weſentlichen zwar beiſtimmend zu, ſchloß das Geſpräch aber mit der bezeichnenden Bemerkung: einen Neuner gebe es doch nirgend mehr und dieſen würde er überall ſchwer vermiſſen. Dieſes Kaffeehaus ward die Wiege manches Lenau'ſchen Liedes, mancher Stoff war ihm hier zugeflogen, ſo u. A. die Erzählungen zu dem „traurigen Mönch" (II, 39), und zu „Anna" (II, 367) aus dem Munde des Schweden Hagberg. Auf ſolche Weiſe knüpfte ſich für die Geſchichte der Literatur in Oeſterreich an den unſcheinbaren Rahmen eines Kaffeehauſes manche anziehende Erinnerung und ſchwebt um deſſen profane Räume gewiſſermaßen der Nimbus einer akademiſchen Glorie.

Zwei betrübende Ereigniſſe, welche in die letzten Studienjahre des Dichters fallen, zogen den düſtern Schleier der Melancholie noch enger über ſeinem Haupte zuſammen. Das erſte war die gewaltſame Löſung des Herzensbundes, den Niembſch mit einem armen, aber ſchönen Mädchen, Namens Bertha ....., geſchloſſen. Die ihm durch Beweiſe gewordene Ueberzeugung, daß er ſeine erſte Liebe an eine ſeiner durchaus Unwürdige weggeworfen habe, löſte das in unbefangener Herzensüberwallung und allzuraſcher Hingebung angeknüpfte, durch Zeit und Gewohnheit zur größten Vertraulichkeit gediehene Verhältniß; aber der Riß, den die bittere Enttäuſchung in dem ſo fein organiſirten Gemüthe des Dichters zurückgelaſſen, war ein bleibender, unheilbarer. Sein Stolz war aufs Empfindlichſte verletzt, ſein Vertrauen ſchmählich betrogen, die tiefſten Abgründe ſeines ſo überaus reizbaren Naturells aufgewühlt und empört worden. Es war der allerbitterſte Kelch, der dieſer zartbeſaiteten Seele auf ihren erſten Lebenswegen geboten werden konnte, daß ihr dort, wo ſie des Höchſten und Heiligſten ſicher ſchien, als innerſter Kern einer blendenden Hülle, das Gewöhnliche und Gemeine entgegentrat.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark geſenkt,"

ſang er noch nach Jahren mit unverkennbarem Bezuge auf ſeine eigene Lage. Auch ſonſt laſſen viele Stellen in ſeinen Gedichten (darunter: „Das todte Glück" I, 45, „Unmuth" I, 49, „Nebel" I, 63, „Der Baum der Erinnerung" I, 91, „Sommerfäden" I, 104, „An die Wolke" I, 131, „Sehnſucht nach Vergeſſen" I, 170 u. a.) uns einen ahnenden Blick in die ganze Tiefe dieſer Seelenwunde werfen, deren Blutung nimmermehr zu ſtillen war.

Das zweite Ereigniß war der Tod ſeiner edeln treuen Mutter, die im Oktober

1829 in den Armen ihres Lieblings verſchied, nachdem er ihr in langen und ſchmerzhaften Leiden ein unermüdlicher Wärter und Pfleger geweſen. Des mächtigen Einfluſſes, den dieſe eben ſo geiſtvolle als unglückliche Frau mit ihrem Reichthum an Liebe und Leidenſchaft auf unſern Dichter geübt, geſchah bereits früher Erwähnung. Sie erlebte des Sohnes Ruhm nicht mehr, aber der allegoriſche Traum „Glauben, Wiſſen, Handeln," den er ihr vorlas, machte ihr viel Freude. Von der tiefen Wehmuth und ſeelenvollen Trauer, welche der edle Sohn dem Andenken dieſer Mutter widmete, ſind uns in deſſen Gedichten (man vgl. u. A. „der Seelenkranke" II, 100, „Zuflucht" II, 122, „der offene Schrank" II, 171, dann im „Fauſt" die Scenen: „der Abſchied" III, 128 und „der Traum" III, 151) eben ſo zahlreiche als rührende Zeugniſſe aufbewahrt geblieben. Das unvergänglich theure Bild dieſer ſterbenden Mutter, welche in ihrem tief religiöſen Sinne Kraft und Geduld für ein furchtbares Leiden fand und deren den Sohn dankbar ſegnende Hand noch himmelan wies, blieb noch über's Grab hin nicht ohne Einwirkung auf deſſen ſpätere religiös-dichteriſche Richtung.

Unmittelbar vor der letzten mediciniſchen Prüfung, welche Niembſch für das Schuljahr 1830 ablegen ſollte, geſchah es, daß er durch allzuangeſtrengtes Studiren — „Niembſch ſtudirte, daß ihm der Schädel dampfte" erzählt ſein „Schweſtermann" Schurz — bedenklich erkrankte und in eine völlige Abſpannung der Geiſtes- und Körperkräfte verfiel. Eine Erholungsreiſe in die wiederkräftigende Gebirgsluft wurde vom Arzte dem Patienten angerathen und in Geſellſchaft ſeines Schwagers Schurz, durch den unſer Dichter ſchon auf früheren Ausflügen zuerſt in die öſterreichiſche Alpenwelt eingeführt worden war, baldigſt angetreten. Das ſchöne oberöſterreichiſche Salzkammergut und darin das von dem ehrwürdigen Dichter Schleiſer bewohnte Schloß Ort nächſt Gmunden am Traunſee war das Ziel der Reiſe, welche die leidende Geſundheit des Dichters bald wieder herſtellte, ſeinem Gemüthe durch die erfahrene herzliche Gaſtlichkeit und Geſelligkeit ungemein wohlthat und ſeine poetiſchen Anſchauungen mit neuen Bildern bereicherte.

Im September deſſelben Jahres verlor Niembſch, kaum nach Wien rückgekehrt, ſeine 86jährige Großmutter Katharina v. Niembſch, welche ſeit dem Ableben ihres Gemahls, des k. k. Oberſten, in einer Vorſtadt Wiens ihren Aufenthalt genommen hatte. Dieſer Todesfall führte dem Enkel einiges Vermögen zu, welches deſſen äußere Unabhängigkeit wenigſtens auf einige Zeit zu ſichern verſprach. Bald lebten die alten Auswanderungsgedanken wieder auf und eben ſo bald wurde die Abreiſe beſchloſſen. Ob er nach dem Rathe der Freunde vorerſt auf einer deutſchen Univerſität das mediciniſche Doctorat nehmen oder ſogleich directe nach Amerika

ſteuern wolle, darüber ſcheint er ſelbſt bei der Abreiſe noch ungewiß geweſen zu ſeyn. Schwer fiel ihm der Abſchied (Juni 1831) von den Freunden, am ſchwerſten von ſeiner geliebten Schweſter Thereſe, deren Thränen er in einem Brieflein zu trocknen verſuchte, worin er u. A. verſichert: „Ich verſpreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlaſſe, ſo lange Du darin lebſt, und daß ich die Erde nicht verlaſſen möchte, ging es mir auch noch ſo ſchlecht, ſo lange Du ſie mir durch Deine Liebe verſchönſt.“ — Der wanderluſtige Dichter lenkte ſeine Schritte zuerſt in das ihm aus früherer Bekanntſchaft liebgewordene Gmunden, wo er im Familienkreiſe des gemüth- und charaktervollen Dichterpatriarchen Schleifer, im Anblick und Genuſſe der großartigen Alpenwelt, deren bewältigende Schönheiten und Schrecken ihm, dem rüſtigen Bergſteiger, nun in unmittelbare Nähe gerückt waren, ſchöne und genußreiche Stunden voll der nachhaltigſten Eindrücke verlebte. Seine erſte Beſteigung des Traunſteins ſchildere uns der Dichter ſelber. „Vorgeſtern,“ ſo ſchreibt er aus Gmunden vom 3. Juli 1831 an Schurz, „hab' ich den Traunſtein beſtiegen. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich von Gmunden zu Waſſer ungefähr fünf Viertelſtunden nach der Lanauerſtiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und ſeine Schweſter Nani, er ein rüſtiger Gemſenjäger, ſie eine hübſche blauäugige Dirne. Wir ſtiegen aus und die ſteilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrauſch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit ſolcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben ſagte: „Das iſt recht! ſo halt! weil Sie da herauf ſo gut kommen ſind, werden Sie auf den Traunſtein wie ein Hund hinauflaufen.“ — Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Ausſicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Rieſenkette von Bergen in der Ferne und endloſe Flächen. Das war einer der ſchönſten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeiſtert. Wenn mir mein Führer ſagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, ſo lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zuſammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtiſche unbegreiflich vorkommt. Meine Zuverſicht ſtieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußerſten Rand eines ſenkrechten Abgrundes, daß die Nani aufſchrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das iſt Kuraſchi! Da iſt noch keiner von den Stadtherrn außitreten!“ — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemſenjagd. — Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande ſtand, war die allerſchönſte meines Lebens; eine ſolche mußt Du auch genießen. Das iſt eine Freude! Trotzig hinabzuſchauen in

die Schrecken eines bodenloſen Abgrunds und den Tod heraufgreifen ſehen bis an meine Zehen, und ſtehen bleiben und ſo lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz ſehen, bis es ſich erheitert, gleichſam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menſchengeiſtes, bis es mir ſchön wird, das Schreckliche: Bruder, das iſt das Höchſte, was ich bis jetzt genoſſen, das iſt ein Vorgeſchmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommſt, geh zum Jagerhiasl hinterm Traunſtein; ſein Sohn Hansgirgl ſoll Dich auf den Traunſtein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der ſeligſten Minute Deines Lebens an mich, Du wirſt mich dann noch mehr lieben!“ —

Am 9. Auguſt 1831 traf Niembſch in Stuttgart ein, welcher Stadt er zunächſt ſeinen Beſuch zugedacht hatte, ſowohl in der Ausſicht auf den geiſtigen Verkehr mit den hervorragendſten Kräften des ſchwäbiſchen Dichterkreiſes, als in der Hoffnung, für ſeine eigenen dichteriſchen Erſtlinge, die er mittlerweile geordnet und geſichtet hatte, in der dortigen J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung einen achtbaren Verleger zu gewinnen. Ueber Lenau's damaligen Stuttgarter Aufenthalt ſchrieb G. Schwab unterm 11. Februar 1832 an den Herausgeber, der ſich ſeit Kurzem der perſönlichen Befreundung mit dieſem liebenswürdigen Dichter und Gelehrten zu erfreuen hatte: „Ich lebte inzwiſchen im friſchen Andenken an Ihren mir ſo theuren und nur allzukurzen Umgang durch die innigen Freundſchaftsbande, welche ich mit dem edeln Ungarn und herrlichen Dichter Niembſch, der ſich durch einen mündlichen Gruß von Ihnen bei mir einführte, geknüpft habe. Niembſch lebte drei volle Monate (Auguſt bis Anfang Novembers) hier und deren zwei in meinem Hauſe; er ſah Uhlanden wiederholt in Tübingen und gibt durch meine Vermittlung ſeine Gedichte (ein ſehr mäßiges, aber — wie Sie am beſten wiſſen — ſehr gehaltvolles Bändchen) bei Cotta heraus.“ Die Widmung dieſer Gedichtſammlung an G. Schwab war das ſchönſte Gaſtgeſchenk, das der ſcheidende Dichter im Hauſe des Gaſtfreundes zurücklaſſen konnte. Dieſe bezaubernden Dichtungen, in welche ihr Verfaſſer durch höchſt eigenthümlichen tiefergreifenden Vortrag ſeine ganze Seele zu gießen wußte, verbunden mit der überaus anziehenden perſönlichen Erſcheinung des Dichters, gewannen dieſem bald die Herzen Aller, mit denen er in Berührung kam. Nebſt Schwab, dem Muſter der edelſten Geſelligkeit und Gefälligkeit, und Uhland, dem Manne von wahrhaft antiker Einfachheit und Größe, gehörten der warm- und treuherzige Geiſterſeher Juſtinus Kerner, der zartfühlende Karl Mayer, den Niembſch ſelbſt „ein wahres Freundesgenie“ nennt, die trefflichen Brüder Paul und Guſtav Pfizer, der ritterlich feurige Graf Alexander von Württemberg, der

greiſe Geheimerath Hartmann, „der alte Herr mit ſeinem ſchönen Ernſt und ſeinem wirthlichen Schatten der Augenbrauen,“ dann Profeſſor Reinbeck und deſſen Gattin Emilie, in deren Hauſe Niembſch während ſeiner ſpäteren Beſuche Stuttgarts jederzeit die gaſtlichſte Aufnahme fand, bald zu den innigſten Freunden und Vertrauten des Dichters. W. Menzel, Hofkaplan Grüneiſen, Legationsrath Kölle, Dr. Hauff, der eben in Stuttgart anweſende K. Egon Ebert, der Maler Louis Mayer (Bruder des Dichters), denen ſich ſpäter v. Sternberg, der religiöſe Dichter Albert Knapp, der Prediger Hofacker, Groß-Hoffinger, Dr. Nork, Dr. Ehrenbaum, Hermann Kurz, F. Dingelſtedt, Levin Schücking u. A. anreihten, erweiterten im Laufe der Zeit den Kreis ſeiner dortigen Befreundungen oder doch Berührungen. So ward das freundliche Schwaben mit ſeinen einfach biedern, tüchtigen Männern und ſeinen ſittig ſinnigen Frauen unſerm Dichter dauernd eine zweite Heimath, ein liebes, geiſtiges Vaterland, in welches ihn nach kurzer Trennung die bald erwachende Sehnſucht immer wieder zurückführte. Seine Muſe fand dort ſtets den fruchtbaren, freien Boden wieder, welcher ihr bei den bekannten Verhältniſſen in der wirklichen Heimath bisweilen unter den Füßen zu ſchwinden ſchien. Wenn Niembſch auch nicht immer die Meinungen und Richtungen ſeiner ſchwäbiſchen Freunde theilte, wenn ſich ſeine ſchroffe Eigenthümlichkeit bisweilen in oppoſitionellem Gegenſatze zu ihnen befand, wenn Einige und gerade die Bevorzugteſten unter ihnen bei dem ſchwankenden Unbeſtande der Stimmungen und Neigungen unſeres Dichters bisweilen mit Recht über Vernachläſſigung zu klagen hatten, wenn mitunter ein arglos ausgeſprochenes Wort ſein ſo zartbeſaitetes Gemüth, deſſen Reizbarkeit er in dem Gedichte „Leichte Trübung“ (I, 43) ſelbſt belauſcht hatte, tagelang verſtimmen konnte, ſo brach doch die alte Neigung mit aller Weichheit und Wärme ſeines Gefühls bald wieder verſöhnend hervor, und Alle blieben ihm unverbrüchlich mit der innigſten Achtung und Anhänglichkeit, theilweiſe mit wahrhafter Aufopferung, zugethan bis zum Ende. Und in der That haftete an der perſönlichen Erſcheinung Lenau's, in welcher ſich der begeiſterte Seher und tiefſinnige Dulder vereinigte, faſt noch mehr als an den Werken ſeines Genius der Zauber einer unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, welcher Jeden mit ſich fortriß, der in ſeine Kreiſe getreten war, und allmählich jenen, immer zahlreichere Anhänger zählenden Lenau-Cultus herbeiführte, in welchem ſich vorzüglich Frauen hervorthaten, gleichſam um das durch den Tod unterbrochene Werk der Mutter, deren Lebensaufgabe ſie geerbt zu haben ſchienen, halb unbewußt aber gleich liebevoll wieder aufzunehmen und fortzuſetzen. So edel der Entſtehungsgrund, ſo tiefſchön der Sinn dieſes Dichtercultus geweſen ſeyn mochte, ſo ſtehen wir doch an, ihn einen ſegensreichen zu nennen,

denn wir ſehen zuletzt unſern Dichter, durch die allzuſorgliche Pflege doppelt empfindlich gegen die rauhere Außenwelt geworden, unmittelbar aus den Händen der Liebe in den Abgrund des grauenvollſten Elends gleiten. —

Aber auch ein edles weibliches Herz war dem Dichter während ſeines Aufenthaltes in Stuttgart zugefallen; Muſik, die göttliche Bezwingerin der Herzen, ſtand dem einfach ſchüchternen Mädchen unabſichtlich bei, des Dichters Herz zu gewinnen, wie Poeſie ihm das ihrige bereits gewonnen hatte. Insbeſondere übte der ſeelenvolle Vortrag der herrlichen „Adelaide" von Beethoven im Munde des holden Mädchens einen mächtigen, ſein Lebensmark ſüß erſchütternden Eindruck auf Niembſch, dem der ihm geiſtig verwandte Meiſter längſt ſchon als der echte Meſſias der neueren muſikaliſchen Aera galt;

„Den ich höchſt als Meiſter ehre
Nebſt dem ſchroffen Urgebirge
Und dem gränzenloſen Meere"

ſang Lenau einige Jahre nachher mit Bezug auf Beethoven. (Man vergleiche „Beethovens Büſte" II, 248, und das gleichfalls ſpätere Gedicht „An Luiſe" II, 125.) War ein weibliches Weſen je geſchaffen, ein irdiſches Daſeyn zu beglücken, ſo war es dieſes herrliche Mädchen, welches mit einem blühenden, äußerſt anmuthigen Aeußern die edelſten Vorzüge des Geiſtes und Gemüthes, vielſeitige und tiefe Bildung in reichſter Friſche in ſich vereinigte. Die Neigung war, obſchon keine ausdrückliche Erklärung ſtattfand, eine innige, gegenſeitige. Es iſt ein zwar unerſprießlicher, weil nunmehr unfruchtbarer, aber doch nicht zu unterdrückender Wunſch, der Dichter möchte doch dieß einemal, als das verkörperte Lebensglück ihm ſichtbar ſo nahe ſtand, die ſichere Kraft der Selbſtbeſtimmung geübt und mit klarem Zukunftblick einen Entſchluß gefaßt haben, geeignet, die trübe Vergangenheit in Vergeſſenheit zu ſenken und die Dämonen des Unheils auf immer zu bannen! Aber mag er nun ſich ſelbſt nicht mehr für fähig ſolchen Glückes gehalten oder gewiſſenhafte Bedenken getragen haben, ein ihm theures Weſen an ſeine eigenen vermeinten Unglückspfade zu feſſeln, genug, er entſchloß ſich zu der ihm näher liegenden Paſſivität des Entſagens. Er ſelbſt läßt ſich darüber in Briefen an K. Mayer vernehmen; ſo unter 1. December 1831: „Auch noch ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, in mein unheilbares:

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark geſenkt."

und ſpäter am 6. Jänner 1832 aus Heidelberg: „Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Weſen durchdrungen hat auf ewig, das fühl' ich," dann am 12. Jänner 1832: „Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerſtes Weſen iſt Trauer und meine Liebe ſchmerzliches Entſagen," und endlich am 21. Jänner: „Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entſchloſſen bin, nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor meinem Herzen frei zu geben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens ſchon durch eine ſtille Liebe geſtört. Nein, ich will dieſe Liebe bewahren, ſie ſoll mir mein Leben verſchönen für alle Zeit." K. Mayer aber, der ſinn- und liebreiche Beobachter und Vertraute fügt bei: „Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit ſeiner weichgeſchaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenſchlag ſie auch jetzt in einem ſo entſcheidenden Augenblick hindere, ſich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich ſah, die innern Schwankungen **konnten** mit dem Hinderniſſe nicht fertig werden; die Kluft zwiſchen ſeinem Herzen und dem Glück trat mir, ohne daß ich um das Warum? gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele." [1] Lenau's ſcharfer Geiſt wäre der motivirten Antwort au dieſes Warum? gewiß nicht ausgewichen, der Erfolg aber konnte kein anderer ſeyn; der künftige Dichter der Skepſis war bereits deren Adept den ſelbſteigenſten Lebensfragen gegenüber; der Beruf zur Skepſis aber ſchließt den Beruf zum Glücke unerbittlich aus. — Auf den Schwingen des Liedes trug der Dichter ſeine Liebe bewahrend in das Reich unvergänglicher Erinnerung (vgl. die Gedichte: „Unmögliches" I, 315, „Mein Stern" I, 317, „Waldgang" I, 349, „Scheideblick" I, 351); in den „Schilfliedern" (I, 35), welche dem holden Gegenſtand derſelben im befreundeten Kreiſe die Benennung „Schilflottchen" verſchafften, ſäuſelt die ſüße Wehmuth jener Tage in melodiſch beruhigten Tonwellen an unſrer feierlich ergriffenen Seele vorüber:

„Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet!" —

Im November 1831 begab ſich Niembſch, der in dem zerſtreuenden Stuttgarter Leben doch endlich an die Wiederaufnahme und Vollendung ſeiner mediciniſchen Studien zu denken begann, nach Heidelberg, um an der dortigen Univerſität bis

[1] Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund. herausgegeben von Karl Mayer, Stuttgart. 1853. S. 73 u ff

zum Frühjahre zum Doctor zu promoviren. Neben den mediciniſchen Studien ergab er ſich dort mit Eifer der philoſophiſchen Lektüre und Forſchung, und ſchloß vertraute Bekanntſchaft mit den größten Denkern der älteren und neueren Schulen; vorzüglich vertiefte er ſich in Spinoza's Schriften. Sein grübelnder Scharfſinn ſuchte auf allen Bahnen des Wiſſens die Löſung ſeiner folternden Zweifel, denen bereits die treueſten Freunde, wie Schwab, Kerner, Mayer, mit den Waffen der Liebe und des Humors erfolglos zu Leibe gerückt waren. Die Jurisprudenz, nur poſitive Reſultate für's bürgerliche Alltagsleben eröffnend, war, wie früher die allzunüchterne Landwirthſchaft, bald beſeitigt worden; die Medicin an der taſtenden Hand der Empirik verſprach nur grobſinnliche Erfolge; ſpekulative Philoſophie dagegen, welcher ſpäter die Dogmenwiſſenſchaft zu Hülfe kommen ſollte, verhieß lohnendere Ausſichten ins Gebiet des Ueberſinnlichen und der Dichter verſenkte ſich immer mehr in deren unabſehbare Tiefen. In dem Gedichte: „Der Unbeſtändige“ (I, 329) iſt dieſes unſtäte Stöbern nach wiſſenſchaftlichen Fährten dichteriſch gezeichnet. Von ſeinem Leben in Heidelberg wußte Niembſch den Freunden wenig Erfreuliches zu berichten. Das dortige Klinikum fand er äußerſt arm an lehrreichen Krankheitsfällen, ſo daß er ſeinem Zwecke, praktiſche Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Zudem werde ſeine Seelenverſtimmung von Tag zu Tag ärger und beginne auch ziemlich merklich auf ſeinen Körper zu reagiren. — Ausflüge zu den Freunden in Waiblingen (K. Mayer) und Weinsberg (J. Kerner) in Tübingen (Uhland) und Stuttgart (Schwab, Reinbeck u. a.) ſowie der geſellige Verkehr mit den Heidelberger Burſchen unterbrachen die Einförmigkeit des Univerſitätslebens und beſſerten vorübergehend die ſchwermüthige Stimmung. Gleichzeitig beſchäftigte ſich Lenau mit der Correktur ſeiner Gedichte, welche zu Oſtern (1832) bei Cotta erſcheinen ſollten und denen während ſeines Verweilens in Württemberg und Baden namhafte Bereicherungen zugewachſen waren. Wir nennen, nebſt den bereits aufgezählten, unter letztern: „Winternacht“ (I, 36), „Die Wurmlingerkapelle,“ als Nachklang eines mit Uhland u. A. dahin unternommenen Spazierganges (I, 101), „In der Schenke,“ dem „Fäßchen“ in Heidelberg am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution (I, 151), „Der Maskenball“ (I, 153), „Die Heidelberger Ruine“ (I, 189), „Auf ein Faß in Oehringen“ (I, 197), „Am Grabe eines Miniſters“ (I, 310), „In das Stammbuch einer Künſtlerin,“ Emiliens Reinbeck, der ſinnvollen Landſchaftsmalerin, deren gelungenſte Bilder durch Lenau'ſche Gedichte z. B. „Die Waldkapelle,“ „nach Süden“ angeregt worden (I, 313), „Theismus und Offenbarung“ auf einer Wanderung mit Mayer nach Eßlingen entſtanden (I, 337), „Die Marionetten“ (II, 345) u. a. Auch mit dem Plane zu einem Trauerſpiele

„Barbara Raziwil“ ſcheint ſich der Dichter damals getragen zu haben, doch blieb uns davon nicht einmal ein Fragment erhalten. Von einem früheren Verſuche in dieſer Dichtungsgattung aus dem J. 1830 hat des Dichters „Nachlaß“ (IV. S. 283) ein Bruchſtück: „Helena“ aufbewahrt. In eine noch viel frühere Zeitepoche mußte das für ein Liebhabertheater beſtimmte Luſtſpiel: „Die Mariage in Ungarn“ fallen, deſſen Lenau gegen Emma Niendorf[1] erwähnte, wenn dieſe Angabe nicht vielleicht ein Scherz der bisweilen recht muthwilligen Dichterlaune geweſen. Daß der Dichter ſeine dramatiſchen Arbeiten nicht weiter auf Koſten der lyriſchen, in denen er ſo Unübertreffliches brachte, fortgeſetzt hat, dürfen wir kaum zu bedauern haben, denn ein Dichter, der dem Theater eine ſo traurige Zukunft prophezeit, wie Lenau gethan,[2] konnte ſelber wohl nimmer zum dramatiſchen Schriftſteller geboren ſeyn.

Während des Heidelberger Aufenthaltes hatte Lenau's Europamüdigkeit ihren Gipfelpunkt erreicht, die Sehnſucht nach dem freien Amerika mit ſeiner großartigen Naturſcenerie erfaßte ihn aufs Neue mächtig und dießmal unwiderſtehlich. Zum Leidweſen und gegen alles Abmahnen der Freunde, die ſeinen Inſpirationen in dieſer Richtung nicht zu folgen vermochten, ſchrieb ſich Niembſch mit 5000 Gulden in eine Auswanderergeſellſchaft ein, welche, aus 200 Köpfen beſtehend, am Miſſouriſluß eine Niederlaſſung gründen ſollte. Ihm wurden dafür 1000 Morgen anbaufähigen Landes in Ausſicht geſtellt. Er wollte, ſo es ihm wohlgefiele, fünf Jahre dort bleiben; aber ſchon unterwegs von Bord aus verſprach er ſeine baldige Rückkehr nach etwa vierwöchigem Aufenthalte. „Niembſch iſt von Amerika ganz beſeſſen,“ ſchrieb J. Kerner damals an Mayer. „Er iſt wieder viel wilder als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beſchwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entſchluß faßte, nach München zu gehen und ſich an Schubert anzuſchließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen (?), die ihm ſo ſehr fehlen, allein in Heidelberg wieder vierzehn Tage ſich ſelbſt überlaſſen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere ſchießen und Urbäume niederreißen will. Es iſt völlige Wahrheit, daß in Niembſch ein Dämon iſt, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelſtunde ſein Geſicht zwanzigmal verändert.“ — „Amerika iſt vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne ſeine weiſen Abſichten zulaſſen.“ Niembſch ſelbſt aber motivirte ſeinen Entſchluß in einem Briefe aus Weinsberg vom 13. März 1832 in folgenden Worten: „Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantaſie in die Schule — die Urwälder — ſchicken, mein

[1] Emma Niendorf „Lenau in Schwaben.“ Stuttg. 1853. S. 193.

[2] „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr“ u. ſ. w. bei Frankl a. a. O. S. 95

Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnſucht nach den Geliebten. Künſtleriſche Ausbildung iſt mein höchſter Lebenszweck; alle Kräfte meines Geiſtes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerſt du dich an das Gedicht von Chamiſſo, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesſchmerze zu haben? Ich will mich ſelber ans Kreuz ſchlagen, wenns nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles Andere gerne in die Schanze ſchlägt, der Kunſt zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr" u. ſ. w. und J. Kerner ſetzt am Schluſſe in ſeiner ſcherzhaft ernſten Weiſe bei: „das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon, es iſt ein haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz ꝛc.; der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe!" Ein in dieſelbe Zeit fallendes Briefſragment Lenau's an K. Mayer, in welchem nebſt einer merkwürdigen Selbſtſchau, eine Vorahnung ſeines ſpätern dunkeln Geſchickes niedergelegt iſt, geſtattet tiefere Einblicke in die damaligen Seelenzuſtände des Dichters. „Ich habe die Klage vernommen," ſchreibt er, „die Klage deines lieben freundlichen Herzens über meine Reiſe in die Fremde, über's Meer. Hätte ich einen ſo feſten Glauben an die Fortdauer unſerer Perſönlichkeit, ſieh, ich würde ſagen: „Bruder! wir ſehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe dieſen glücklichen Glauben nicht, wie du und ich fühle die traurigen Ergebniſſe meiner Philoſophie gerade jetzt am bitterſten, denn ich muß mir ſagen: du gehſt in die See, du vertrauſt dich den trügeriſchen Wellen, du überantworteſt dein Herz, ſammt aller Liebe, die du für deine Freunde darin haſt, den unſichern Winden! Die Erinnerung ſogar an deine Freunde kann ein Windſtoß verwehen auf ewig! Das ſag' ich mir Alles, aber ich reiſe doch! Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnſinnigen ſehr geiſtreich geſprochen. Er habe nämlich einen Wahnſinnigen heilen wollen und ging alſo ganz leiſe und behutſam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verſtand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Präniſſen nach, und als er endlich am Concluſum ſtand, und einſehen ſollte das Unſinnige ſeiner Einbildung, da ſtutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm auf's Leben gehe und ſprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren." Dieß ſind die trefflichen Worte unſeres Freundes. Ein Analogon von ſolchem Dämon glaube ich auch in mir zu beherbergen. Merkt dieſer Kerl je, daß mir ein ſchöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir ſeine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirſt mich verſtehen. — Wie oft hab' ich meiner guten

Freundin Schwab geſagt, daß ich ein Narr bin, ſie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigſtens du es, mein lieber Mayer! Du wirſt mich darum nicht weniger lieben." — — „Ich ſchreibe dir das Alles in einem ſtark bewegten Zuſtande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelſtunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenſter der geliebten L. Ich ſchlafe nämlich im Gaſthof, indem Schwab, Gäſte erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, ſo gern er es auch gethan hätte. Das iſt mir nun in einer Hinſicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenſtern meiner L. ſtehen und hinaufblicken wo ſie ſchläft, und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenſter hinein ſchütten. Freund, ich liebe das Mädchen unausſprechlich; dir aber ſag' ich ganz leiſe: mir ſcheint, es hat ſich ein anderer Geiſt als der Dämon des Unglücks in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine beſſere Exiſtenz ſchaffen." — Die Reiſe wurde gegen Ende Mai 1832 angetreten, die Fahrt nach Holland auf einem Rheinſchiffe zurückgelegt. Differenzen unter den Auswanderern und Reiſegenoſſen, wobei Niembſch zu ſchlichten und zu richten hatte, das leidige Paßweſen und Anderes gaben mancherlei Anſtände. Der Bürgermeiſter in Lobith, dem holländiſchen Gränzorte, wollte den Reiſenden zurückſchicken, weil deſſen abgelaufener Paß kaum für eine halbe Legitimation gelten könne. Die Muſik trat auch dießmal als Vermittlerin ein. Lenau's Geigenſpiel gewann ihm die Gunſt eines Zollbeamten, einer von allem Verkehr abgeſchnittenen muſikaliſchen Seele. Des Dichters „Paſſagen auf der Geige" entzückten endlich auch den Bürgermeiſter dermaßen, daß er ihm die „Paſſage über die Gränze" durch die Finger ſah. Holland mit ſeinen „ſehr ſchönen Mädchen und ſehr ſchönen Kühen," ſeinen Kanälen, Windmühlen und ſo überaus reizloſen Landſchaften konnte ihm wenig gefallen, doch entlockte es ihm eine poetiſche Erinnerung in dem lieblichen, naturwahren Bilde „Auf eine holländiſche Landſchaft" (I. 370). Selbſt Amſterdam mit ſeinem ſeeſtädtiſch kaufherrlichen Treiben, mit ſeinen ſchmalen Giebelhäuſern „ſo daß eine Amſterdamer Straße ausſieht wie grobe, geſchmackloſe Moſaik" machte keinen vortheilhafteren Eindruck; er war ſehr froh, ſich endlich auf dem holländiſchen Oſtindienfahrer „Baron van der Kapellen" einſchiffen und am 1. Auguſt in See gehen zu ſollen. So ſchied Lenau von Europa, der deutſchen Heimath ſeine mittlerweile erſchienenen „Gedichte" als Abſchiedsgabe zurücklaſſend.

Man möchte faſt verſucht ſeyn, dieſe Amerikafahrt unſeres Dichters — unternommen zu einer Zeit, wo die Ueberſchiffung des atlantiſchen Oceans noch nicht ſo häufig, ſo leicht und bequem wie in unſern Tagen ſtattfand, — für eine Aeußerung entſchiedener Willenskraft und Entſchloſſenheit zu halten. Das Muthvolle des Beginnens anerkennend, glauben wir darin, in ſo fern der Entſchluß auf ein feſtes,

beſtimmtes Ziel gerichtet ſeyn ſoll, eher das Gegentheil zu ſehen: die Aeußerung des Schwankens, des Unbeſtandes, freilich nicht einer gewöhnlichen, ſondern einer tiefer angelegten, fauſtiſchen Natur. Lenau ſelbſt erklärt Amerika als ein nothwendiges Element ſeiner Ausbildung, gewiſſermaßen als eine Fortſetzung ſeiner Studien. Wie er bisher, die verſchiedenen Disciplinen des Wiſſens durchmuſternd, Lehranſtalten und Fakultäten gar oft gewechſelt hatte, ſo ſchwankte der Unſtäte von der ihm nimmer genügenden Schule Europa's jetzt hinüber zur transatlantiſchen Lebenshochſchule Amerika's, um dort, noch Student in größerem Style, ſeine Selbſterziehung, ſowohl als Dichter, wie als Staats- und Weltbürger, fortzuſetzen.

Nach einer ziemlich langen, mitunter ſtürmiſchen und durch den ſchlechten Zuſtand des Schiffes gefährlichen Ueberfahrt kam Niembſch gegen Mitte Oktobers in Baltimore an. „Es machte ihn," ſchrieb er von dort am 16. Oktober 1832 an Schurz in Wien, „um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hätte. Die nachhaltigſte und beſte Wirkung dieſer Seereiſe auf ſein Gemüth wäre ein gewiſſer feierlicher Ernſt, der ſich durch den langen Anblick des Erhabenen in ihm befeſtigt hätte. Das Meer ſey ihm zu Herzen gegangen. Die zwei Hauptmomente, die ihn gebildet, nannte er das atlantiſche Meer und die öſterreichiſchen Alpen;[1] vorzugsweiſe aber erklärte er ſich für einen Zögling der letztern. Unbeſchreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See jedes Lüftchen ſchwieg, jede Welle ruhte, der milde Himmel ſich aufs Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung ſich vom Schiffe zurückgezogen hatte, in tiefer gränzenloſer Einſamkeit. Dann erwachte die Sehnſucht nach den lieben Bergen, den lieben Menſchen in der Ferne. Das ſtille Meer, möchte er faſt behaupten, ſey größer, als das bewegte, wie es denn ſchon dem Auge ausgedehnter erſcheine.[2] Wenn aber ſtarke Winde und ungeheure Wellen das Schiff in ihre Mitte nähmen, und ſich's verächtlich in die Hände ſchleuderten, und man plötzlich an die Wand geworfen würde, wie eine willenloſe Kleinigkeit, ſo empöre das den Stolz auf's bitterſte, und je weniger der äußere Menſch aufrecht ſtehen könne, um ſo mehr thue es der innere. — In Nordamerika gefiel es ihm ganz und gar nicht. Anſtatt des Weines hätten ſie dort Cider (ſpr. Seider) worauf ſich „leider" reime. Und, ach, keine Nachtigall! — Es ſcheine von ernſter tiefer Bedeutung zu ſeyn, daß die Amerikaner gar keine Nachtigall hätten. Das wäre, wie ein poetiſcher Fluch. Eine Niagaraſtimme gehöre dazu, ihnen zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhauſe geſchlagen werden."[3] Wir fügen, der Zeitfolge zwar etwas vorgreifend, zur

[1] S. das Gedicht „Beethovens Büſte" II, 248. Vgl. auch „An die Alpen" II, 215.

[2] Vgl. „Meeresſtille" I, 231; „Sturmesmythe" I. 232

[3] „Album öſter Dichter" S 11 u ff

Ergänzung dieſer Schilderung im Auszuge bei, was der Dichter in einem ſpätern (im April 1833 angekommenen) Briefe aus Lisbon am Ohio an Emilie Reinbeck berichtete: „Amerika iſt das wahre Land des Unterganges, der Weſten der Menſchheit. Das atlantiſche Meer aber iſt der iſolirende Gürtel für den Geiſt und alles höhere Leben.“ — „Die ſchlimmſte Frucht der üblen Verhältniſſe in Deutſchland iſt nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menſchen herüber und den letzten himmliſchen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brod. Anfangs dünkt ihnen das fremde Land unerträglich und ſie werden ergriffen von einem mächtigen Heimweh. Aber wie bald iſt dieß Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, ſonſt verliere ich das meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod. In dem großen Nebelbade Amerika's werden der Liebe leiſe die Adern geöffnet und ſie verblutet ſich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine ſolche Sehnſucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüſte getauft. Mich zog es auch in die Wüſte und hier iſt in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht daß ich davon geneſen bin, mein künftiges Leben wird es mir ſagen.“ [1] Auch die Natur fand er in Amerika weit unter ſeiner Erwartung, „entſetzlich matt“, die Landſchaftsformen monoton und unphantaſtiſch. Kein wahrer Sangvogel! der Natur werde es da nicht ſo wohl um's Herz oder ſo weh, daß ſie ſingen müßte! Nur drei Dinge hob er als ſolche hervor, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht: einen faſt erſtorbenen Urwald im Weſten, das Hudſonsthal von New-York hinauf und den Niagarafall. Habe die Natur ſelbſt kein Gemüth, keine Phantaſie, ſo könne ſie auch ihren Geſchöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebe ein poeſieloſes, gewinnſüchtiges Geſchlecht, „ausgebrannte Menſchen in ausgebrannten Wäldern,“ Menſchen deren Rauhheit eine zahme und darum doppelt widerlich ſey, von einer „ſonderbar kalten Heiterkeit“ die ans Unheimliche ſtreife. Der Menſch ſey hier weder edler noch gebildeter, weder ſittlicher noch glücklicher als anderwärts. Leiſte die freie Staatsform in dieſer Hinſicht ſo wenig, ſo habe ſie ihm auch keinen beſondern Werth, denn es ſey gleichgültig, wie er mit einem derben Kraftworte ſchloß, „ob der Quarkfladen in eine runde oder viereckige Form getreten werde.“ Der Union prognoſticirte er, aus Anlaß der damals am heftigſten verhandelten Sklavenfrage, baldiges Auseinanderfallen. Mündlich parodirte er die „vereinten Staaten“ wohl in „verſchweinte Staaten“ und unbeſchreiblich war die Miſchung von Mitleid und gutmüthiger Ironie auf ſeinem Geſichte, wenn er, der durch und durch

[1] Bei Mayer a. a. O. S. 102 u. ff

Muſikaliſche, bei guter Laune den unmelodiſchen Tonfall des ſteifen, bärentanzartigen Doodle-Yankee-Nationalmarſches mittelſt ſeines klangvollen Lippenpfiffes den Freunden zum Beſten gab. Seine Lyra aber ſang:

„Es iſt ein Land voll träumeriſchen Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tauſend Bildern feſt,
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei deſſen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager ſprang
Und ihr Panier durch alle Stürme ſchwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher ſie begraben."

(„Der Urwald" II, 217.)

Das poeſieloſe Land konnte den Poeten nicht lange feſthalten, und dennoch läßt ſich nicht läugnen, wenn gleich der Mißmuth des mannigfach Enttäuſchten es nicht unbedingt zugeſtehen mochte, daß gerade dieſes Land ihn, auch dichteriſch, ausgebildet und männlich gereift, daß es ſeinen Unabhängigkeitsſinn geſtärkt, ſein Selbſtgefühl gehoben, ſeinen Weltblick erweitert hat. Jene trüben Anſchauungen aber, aus augenblicklichen Verſtimmungen hervorgegangen und in ihrem prophetiſirenden Theile durch die Folgezeit nicht beſtätigt, erklären uns die Eilfertigkeit, mit welcher er ſeinen Ausflug abzukürzen und die Heimkehr zu beſchleunigen beſtrebt war. Niembſch hatte ſich in Baltimore einen Schimmel gekauft, den er, in Erinnerung an ſeinen polniſchen Freund, Boloz benannte und auf welchem er die Weiterreiſe durch die Urwälder antrat, nachdem er die abenteuerliche Einladung eines deutſchen Studenten und Geigers zu einer gemeinſchaftlichen muſikaliſchen Kunſtreiſe abgelehnt hatte. In Folge der Auflöſung jener ſchwäbiſchen Auswanderergeſellſchaft, mit welcher er aus Deutſchland gekommen, erkaufte Niembſch auf eigene Rechnung am 26. October 1832 in Crawford-County 400 Morgen Urwald an Staatsländereien. Er überließ dieſen Grundbeſitz, von welchem er ſich mit der Zeit eine ergiebige Rente verſprach, einem mit ihm herübergekommenen, ſcheinbar rechtſchaffenen und arbeitſamen Zimmermeiſter aus Württemberg in mehrjährigen Pacht, fand ſich aber in der Folge in jeder Hinſicht bitter enttäuſcht. Am

7. Februar 1833 beſuchte Lenau von Pittsburg aus in Geſellſchaft des Schriftſtellers W. R. Riedlen und des Pittsburger Kaufmanns C. L. Volz, deſſen er unter ſeinen amerikaniſchen Bekanntſchaften immer mit dankbarſter Anhänglichkeit gedachte, die intereſſante Niederlaſſung des alten Rapp in Economy. (Riedlens 1834 in Aarau erſchienene Bearbeitung von J. P. Dawis „Guter Rath an Einwanderer in die Vereinigten Staaten" iſt in freundlicher Erinnerung an dieſen Ausflug ſeinen beiden Reiſegefährten Lenau und Volz gewidmet.) Die längeren Ritte durch die dumpfen Nebel der Urwälder, welche unſerem Reiſenden nicht unerhebliche rheumatiſche Leiden zugezogen hatten, die Nachwehen des Scorbuts, als Folge des faſt ausſchließlichen Rauchfleiſchgenuſſes auf der Seereiſe, endlich ein Loch im Kopfe, das er ſich auf einer Schlittenfahrt beim Umſturze ſeines Gefährtes gefallen hatte, machten dieſen Winter in der kalten Fremde für ihn zu einem höchſt leidenvollen; längere Zeit konnte er in Lisbon das Bett nicht verlaſſen. Dennoch blieb Lenau's amerikaniſcher Aufenthalt nicht unfruchtbar für die Poeſie; wir verdanken ihm den Cyclus „Atlantica" I, 247, die Gedichte: „der Indianerzug" I, 206, „die drei Indianer" I, 211, „der Urwald" I, 217, „An einen Baum" I, 221, (wohl als Erinnerung an den edlen Greis Geheimrath Hartmann in Stuttgart), „Niagara" I, 225, „das Blockhaus" I, 227 u. a., dann auch die auf See und Seemannsleben bezüglichen Stellen und Scenen im „Fauſt". Als der Frühling und mit ihm die Körperkraft wiederkehrte, raffte Niembſch ſich auf, beſuchte raſch die Niagaraſälle, eilte dann nach New-York und von dort nach Europa und Deutſchland zurück, deſſen Boden er im Juni 1833 bei Bremen zuerſt wieder begrüßte. Deutſchland aber hielt dem Wiederkehrenden den vollen Kranz des Ruhmes entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeiſtertem Gruße zu.

Während der Abweſenheit des Dichters hatten ſeine Gedichte ſich mächtig Bahn gebrochen. Ein neuer und großer Genius hatte ſich darin dem deutſchen Volke aufgeſchloſſen; dieſe Dichterweiſe war noch nicht dageweſen. Dieſer Rhythmus und Wohlklang der Sprache, dieſe edle Reinheit der tadelloſen Form, dieſe Tiefe und Gedankenfülle, dieſer Reichthum an überraſchend neuen und zugleich ſo naturwahren Bildern, deren plaſtiſche Anſchaulichkeit dem Dichter den Beinamen eines „Bildhauers der Gedanken" eintrug, dieſe feine Betrachtung und treffende Symboliſirung der Natur, dieſe Männlichkeit der Geſinnung bei ſo kindlicher Weichheit und ſenſitiver Zartheit des Gefühls, dieſe Macht und Unergründlichkeit eines Schmerzes, von dem alle Welt mit Chamiſſo ſehr richtig fühlte, daß dieß kein gemachter knabenhafter Schmerz ſey, waren bisher noch in keiner dichteriſchen Perſönlichkeit in ſo

harmoniſchem Schmelze vereinigt. Zudem hatte der Dichter durch ſeine Haidebilder und Magyarenlieder auf noch unbebautem Felde neue Bahnen eröffnet. Der Blick des Genius entdeckt der Poeſie neue Welten; leider kann ſein Anſehen es nicht verhindern, daß die ausbeutende Mittelmäßigkeit ſeine Pfade nachtrete und verunſtalte. Jene Gedichtſammlung, an welche der Dichter allmählig Verwandtes anreihte, enthält in dem jetzigen Umfange von zwei Bänden das Zarteſte, Schönſte, Tiefſte der Lenau'ſchen Muſe; ſie bildet in der That die Blume der Lenau'ſchen Poeſie und iſt eine wahre Bereicherung nicht nur der deutſchen, ſondern der lyriſchen Dichtung aller gebildeten Völker. Dieſe ſüße träumeriſche Poeſie der Melancholie gewann dem Dichter faſt ausnahmslos die Bewunderung der Geiſter, die Liebe der Herzen. Hier iſt er der tiefſinnige liebenswürdige Dulder, deſſen Leiden, aus eigenen ſchmerzlichen Erlebniſſen ſtammend, nur in Wohlklang austönen und eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf den Hörer üben. Hier iſt ſeine Poeſie einer jener glänzenden aber ſchwarzen Spiegelgloben, wie man ſie in Gärten aufzuſtellen pflegt, welcher uns durch einen wohlthuenden Contraſt die ſonnigheitere Welt zwar in ſeiner eigenen dunkleren Färbung, aber doch klar und ſcharf abſpiegelt. Größeres, poetiſch Gewaltigeres, im Einzelnen Erſchütternderes mag Lenau in ſeinen ſpätern größeren Dichtungen geſungen haben; poetiſch Schöneres, menſchlich Edleres, künſtleriſch Vollendeteres gewiß nicht. Wo ſeine Poeſie ein ihrer Urſprünglichkeit Fremdes als Reſultat der Forſchung ſich aneignet, wo ſie die Troſtloſigkeit der Menſchen- und Weltgeſchicke nur durch das reflektirende Mitgefühl auf ſich einwirken läßt, wo ſie Satzungen aufſtellt, Poſtulate formulirt, kurz, wo der Dichter nicht mehr als Dulder, ſondern als Angreifer und Kämpfer auftritt, verliert ſeine Poeſie jenen Zauber der Allgewalt; indem ſie ſich geharniſchte Gegner aus dem Boden empor ſtampft, verſcheuchtert ſie zugleich die minder kampfluſtigen Freunde. Damit ſollen die großen anderſeitigen Verdienſte dieſer Dichtungen nicht verkleinert, ſondern nur die Bedeutung jener lyriſchen Sammlung hervorgehoben werden.

Niembſch begab ſich zuerſt zu den Freunden in Schwaben, dann (im Herbſt 1833) in ſein heimathliches Oeſterreich zurück, überall begrüßt von Glückwünſchen und Huldigungen; die alten Freunde ſchloſſen ſich noch feſter an ihn, neue Bekanntſchaften drängten ſich um den ſo ſchnell berühmt gewordenen Dichter. Obſchon dieſe neue Poeſie des Schmerzes und der Entſagung nicht angethan war, um in Oeſterreich ſchnell populär zu werden', da es dem lebensfreudigen genußliebenden Volkscharakter des Oeſterreichers zunächſt an dem entgegenkommenden Verſtändniß dafür fehlte und dieſes erſt von außen herein vermittelt werden mußte, ſo fand ſie doch unter den Schriftſtellern und gebildeten Männern der Nation bald verſtändige

Bewunderer und begeiſterte Verehrer, an welche ſich ohne eigentliches tieferes Verſtändniß ein zahlreicher Kreis von Leuten anſchloß, denen es bei ihren Anſprüchen auf Bildung als Ehrenſache galt, dem „vaterländiſchen Dichter," den das „Ausland" anerkannt und bekränzt hatte, auch ihrerſeits Huldigungen und Beifallsbezeugungen nicht zu verſagen. Lenau ſelbſt äußert dießfalls in einem Briefe an K. Mayer vom 17. Oktober 1833: „Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müſſen, um Werth und Bedeutung zu Hauſe zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oeſterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geſchickt, dort bekommen ſie die ausländiſche Signatur und wandern dann wieder heim und Alles wundert ſich über den charmanten Geruch, den ſie jetzt haben, während ſie früher keinem Teufel ſchmecken wollten." — Aber auch auf das äußere Befinden und Gehaben des Dichters wirkte dieſe Anerkennung merklich wohlthuend; er fühlte ſich momentan gehoben und erfriſcht und konnte mit Bezug darauf in demſelben Briefe fortfahren: „Ich bin ganz geſund. Die Leute wundern ſich über mein gutes Ausſehen. Einige ſagten, ich ſey gewachſen!! meine Schweſter ſogar war ſo närriſch es zu glauben. Mag ſeyn, daß ich mich aufrechter halte, wenigſtens in moraliſcher Bedeutung möchte dieß wahr ſeyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das ſcheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren."

Wir ſtehen nun an einem Lebensabſchnitte unſeres Dichters, welcher, obſchon durch kein hervorragendes Ereigniß bemerkbar, gerade durch dieſen Mangel von bedenklicher Bedeutung für ſeine Zukunft wird. Männer gleichen Alters bezeichnen ſonſt dieſe ihre Lebensperiode mit einer der wichtigſten Handlungen, mit der entſcheidenden Wahl eines beſtimmten Lebensberufes. Ausgerüſtet mit umfaſſenden Kenntniſſen, von einnehmendem Aeußern, geſund, kräftig und jugendlich rüſtig, im Beſitze anſtändiger Subſiſtenzmittel und eines weithin gefeierten Namens, konnte Niembſch, wenn er mit Ernſt und klarem Blicke ſeine Wahl getroffen hatte, an dem Gelingen nicht zweifeln. Gerade der echte Dichter bedarf, wenn ſeine Poeſie eine geſunde bleiben, wenn ſein eigenſtes Element, die Phantaſie, in deren ſchwindelerregende Schrankenloſigkeit ſich ſein Geiſt ſtürzt, ihm nicht Gefahr und Verderben bringen ſoll, des moderirenden Gegengewichtes einer verſtändig nüchternen Wirklichkeit. Um das Haupt träumeriſch im Aether wiegen zu können, muß die Kunſt feſt im Boden wurzeln. Die größten Dichter aller Zeiten, Goethe an der Spitze, dienen als beſtätigende Beiſpiele. Sie haben das praktiſche Berufswirken nicht für unwürdig ihrer Mithülfe gehalten, die Dichtkunſt ſelbſt aber nie als ausſchließlichen Lebensberuf gelten laſſen, eben weil ſie ihnen dafür zu hoch ſtand und zu heilig

war. Lenau's kenſcher, klarer und ſtrenger Genius gehörte nicht zu jenen unglücklichen Naturen, deren angebliche Hypergenialität, halb dem Titanen-, halb dem Vagabundenthum angehörig, auf dem realen Boden des Lebens, — wozu wir nahrungsloſe Sandſteppen und ſumpfige Niederungen freilich nicht zählen können, — keinen Standpunkt und Halt zu finden weiß. Sein durchdringender Verſtand, ſein ernſter Sinn für bürgerliche Tugenden, ſeine warme Empfänglichkeit für Familienglück und geordnetes Staats- und Gemeinweſen, ſein ſtrenges Rechts- und Pflichtgefühl, die ſchmiegſame Gewandtheit ſeines Geiſtes für alle Formen menſchlicher Erkenntniß befähigten ihn, wie Wenige, zu einer hervorragenden Stellung auch im praktiſchen Berufsleben; es fehlte nichts als der Entſchluß. Wir können nur beklagen, daß er nicht gefaßt wurde. Nur einmal ſcheint ein ernſterer Verſuch beabſichtigt geweſen zu ſeyn; der Wunſch der Freunde: Niembſch möchte ſich um die eben erledigte Profeſſur der Aeſthetik am k. k. Thereſianum bewerben, anfangs vom Dichter als ſeinem Geſchmacke zuſagend beifällig aufgenommen, ſcheiterte bald wieder daran, daß Niembſch ſich nicht ſelbſt bewerben, ſondern gerufen ſeyn wollte; das Syſtem ſolcher Berufungen war im damaligen Oeſterreich noch nicht in Uebung. So ward unſer Lenau ein poetiſcher Aëronaute, der, nachdem er die Bande, die ihn an den feſten Boden knüpften, gelöst und den Ballaſt, der ſeinen Aufflug hemmte, über Bord geworfen hat, zur alten Erde und den ſeinem Fluge mit Bewunderung und Angſt nachblickenden Lebenden nimmer wieder zurückkehren kann, ausgenommen wenn er die Kraft, die ihn erhob, wieder ausſtrömen läßt oder in jähem ſchwindelndem Sturze. Aehnliche Gedanken mögen den Dichter ſelbſt manchmal beſchlichen haben; ſo, als er gegen Frankl äußerte: „Du kennſt die Geſchichte vom Phaeton und den durchgehenden Sonnenroſſen. Wir Dichter ſind alle ſo phantaſtiſche Wagenlenker, die ſehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geſchleift werden können.“ Und in viel ſpäteren Jahren, in einem der lichten Momente ſeiner erſten Krankheitsperiode (die er als eine heilſame Einkehr in ſich ſelbſt anzuſehen geneigt war), machte er Plane die Medicin wieder aufzunehmen: „ein guter Gedanke zum Wohle der Menſchheit“ ſey mehr als alle ſeine Werke; er müſſe einen Beruf haben u. ſ. w.[1]

Unabhängig von Berufspflichten, — was man ſonſt ſo nennt, denn Lenau trieb die Dichtkunſt als eigentlichſten Lebensberuf, — unumſchränkter Herr ſeines Willens und ſeiner Zeit, lebte unſer Dichter durch die folgende Reihe von Jahren in einer Art unſtäter Stätigkeit, abwechſelnd geſellig in ſelbſtgewählten Kreiſen und wieder zurückgezogen in einſamer Abgeſchloſſenheit, ſeinen Studien, vorzüglich

[1] Emma Niendorf, am o. a. O. S. 260.

literariſcher und philoſophiſcher Richtung, ſeinen dichteriſchen Arbeiten und dem Umgange mit den Freunden. Das geſang- und muſikerfüllte Wien mit ſeinen reichlichen Gelegenheiten, ſowohl die Einzelleiſtungen der Matadore des modernen Virtuoſenthums, als auch das künſtleriſche Zuſammenwirken in großartigen muſikaliſchen Aufführungen einem weiten Hörerkreiſe zugänglich zu machen, übte auch als ſolches auf unſern muſikkurſtigen Freund ſeine dauernde und nie geſchwächte Anziehungskraft. Der Wiener Aufenthalt wurde von Zeit zu Zeit durch kleinere Ausflüge und größere Reiſen unterbrochen; erſtere galten der Umgebung Wiens, dann den öſterreichiſchen und ſteiriſchen Alpen, — wo er die Staatsherrſchaft Neuberg wiederholt beſuchte, die Schneealpe und den Hochſchwab beſtieg und auf Gemſen jagte, — ferner dem Salzkammergute, wo beſonders Gmunden und Iſchl ihn anzogen; letztere führten ihn vornehmlich immer wieder nach Schwaben. So finden wir ihn ſchon im Jänner 1834 wieder in Stuttgart. Im Auguſt deſſelben Jahres begleitete ihn das Reinbeck'ſche Ehepaar ins Salzkammergut, nach Gmunden zu Schleiſer und bis zum Gollinger Waſſerfalle. Der November 1834 brachte den Dichter abermals nach Schwaben, das er erſt im Frühjahr 1835, wo ihn der Tod des Kaiſers Franz zur Heimkehr nach Oeſterreich beſtimmte, wieder verließ. Aber der Spätſommer 1836 führte ihn neuerdings nach Schwaben zurück, wo wir ihn gleichfalls im Juni und November 1837, dann im Sommer 1838 und ſo fort alljährlich wiederfinden. In der That bewegte ſich ſein Daſeyn zwiſchen Wien, das ihm als heimathliches Lebenselement doch immer unentbehrlich blieb, und Stuttgart, wo ſein Geiſt reichere Förderung ſuchte und zu deſſen Beſuche ihm die öfteren neuen Auflagen ſeiner Werke, deren Correktur er ſorgfältigſt ſelbſt beſorgte, willkommene Anläſſe boten, faſt mit der Regelmäßigkeit einer perpendikelartigen Schwingung mit ſeltenen Abweichungen hin und her. Aus der freundlichen Wohnung in Stuttgart, welche das gaſtfreie Ehepaar Reinbeck zu ſeiner Aufnahme immer offen hielt, wurden gelegenheitlich die früheren Ausflüge wiederholt: nach Waiblingen zu K. Mayer „dem Kerne" ſeiner Freundſchaften, nach Gomaringen, als Schwab daſelbſt als Pfarrer lebte, in die ſchwäbiſche Alb, nach Tübingen zu Uhland, nach Weinsberg, wo Kerners Gartenhäuschen die Geburtsſtätte manches Lenauliedes war, nach Serach bei Eßlingen, wo Graf Alexander von Württemberg, welcher den Buſenfreund auch mit den höhern Geſellſchaftskreiſen in Berührung gebracht hatte, eine elegante Villa bewohnte. Letzterem war er am 18. September 1836 bei einem ſehr ernſten Gange als Zeuge zur Seite geſtanden. Er ſelbſt aber fand in einer längeren Krankheit (dem Scharlachfieber, das ihn am 20. April 1841 zu Stuttgart ergriffen hatte), im Hauſe ſeiner Gaſtfreunde die ausdauerndſte und liebevollſte Pflege. Nebſt

ſeinen Gedichten brachte Lenau noch ein zweites ſchönes Gaſtgeſchenk, deſſen er ſich gerne rühmte, ſeinen württembergiſchen Freunden, nämlich die ihnen bis dahin faſt unbekannten Liedercompoſitionen Franz Schuberts. Nur harmoniſche Nachklänge bezeichnen Lenau's früheſte Pfade durch das ihm ſo liebe Schwaben.

Hier iſt noch der wichtige Umſtand nachzutragen, daß Niembſch bald nach ſeiner Heimkehr aus Amerika, beiläufig im Herbſt 1833, in Wien eine junge Frau, Sophie v. . . . . , kennen lernte, deren Perſönlichkeit fortan auf ſein Leben und Dichten den mächtigſten Einfluß üben, deren Umgang ihm bis an's Ende die reichſte Quelle der geiſtigen Erfriſchung, Anregung und Erhebung, aber vielleicht, — freilich willen- und ahnungslos —, auch des Unterganges ſeyn ſollte. Die von A. X. Schurz (a. a. O. S. 13) geäußerte Bemerkung, daß dieſe Frau „wäre ſie noch Mädchen geweſen, ihm vielleicht ſein Himmel auf Erden geworden ſein würde," können wir nur mit nachdrücklicher Betonung des Wörtchens „vielleicht" wiederholen; die Hinweiſung auf Lenau's Begegnung mit Lotten wird unſere ſchmerzlichen Zweifel rechtfertigen.

Wir gehen nach dieſen flüchtigen Umriſſen der äußeren Erlebniſſe zu den gleichzeitigen Manifeſtationen des inneren Lebens, den geiſtigen Schöpfungen unſeres Dichters über. Neben einzelnen Gedichten der epiſchen und lyriſchen Gattung, unter denen wir die lebensgeſchichtlich bedeutungsvolleren noch bei ſpäteren Anläſſen berühren, beſchäftigte unſern Dichter eine größere epiſch-dramatiſche Arbeit, nämlich ſeine Behandlung der zugleich national-deutſchen und doch ächt und allgemein menſchlichen Fauſtſage. Goethe's glänzender Vorgang vermochte nicht den Muth und das Kraftbewußtſeyn Lenau's einzuſchüchtern. Er beabſichtigte urſprünglich wohl nicht einen Wettkampf mit dem großen Meiſter; er wollte nur die Möglichkeit darthun, auch noch nach Homer eine Iliade zu dichten, auf dem ſchon ſo erfolgreich bearbeiteten Felde Anderes, Neues und doch Bedeutendes zu bringen. Lenau's äſthetiſches Urtheil war zu gebildet, zu klar und zu ſicher, als daß er verkennen konnte, wie in Goethe's Fauſt eines der größten und ſchönſten Gedichte aller Zeiten und Völker, eine wahre Menſchheit- und Welttragödie gegeben ſey und wie dieſer nimmer wieder erreichbare Erfolg gerade durch die großartige, auf's Reinmenſchliche gerichtete Objektivität der Behandlung errungen war. Es konnte ihm ſonach nicht beifallen, das Unübertreffliche übertreffen zu wollen. Aber er wollte die Fauſtſage nicht als „Monopol Goethe's" gelten laſſen und erklärte ſie als Gemeingut der Menſchheit. Zugleich erkannte er gar wohl, daß dieſer Stoff für eine bedeutende Subjektivität noch unbeſchrittene fruchtbare Regionen in ſich faſſe, wie denn jeder Dichter ſeinen Fauſt, wenn auch nicht unter dieſem Namen, gedichtet hat oder doch dichten könnte; denn ein weſentlicher Reiz dieſes Stoffes liegt in ſeiner

unzerſtörbaren Elaſticität, welche für die Einrahmung jeder individuellen Größe genügend freien Raum und doch feſten Anſchluß bietet. Die eigene Gemüthsſtimmung führte ihn unwiderſtehlich zur ſubjektivſten Auffaſſung und Behandlung; es war ihm Bedürfniß, die reiche Ernte ſeines grübelnden Scharfſinns in paſſendem Raume („in den hölliſchen Kaſematten meines Fauſt") einzuſpeichern und ſeine Seele von dem Alpdrucke all der ſie beſchäftigenden Zweifel und Ideen über Gott und Welt, Natur und Menſchenſeele, Vergänglichkeit und Fortdauer, Wiſſen und Glauben u. ſ. w. zu befreien und zu erleichtern. Er ſelbſt ſchreibt in dieſem Sinne am 21. October 1834 an Emilie Reinbeck: „das beſte Mittel iſt, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgeſucht werde, in Gedichten entlade." In Mephiſtopheles will er „einen Kerl" gefunden haben, auf den er ſeinen „ganzen Höllenſtoff" ablagern könne. So iſt Goethe's Fauſt der Menſch, das ganze ſterbliche und doch ewige Geſchlecht, Lenau's Fauſt nur eine Individualität, allerdings eine große und bedeutende: Niembſch-Lenau ſelbſt. Dieſes Reſultat ſcheint mit des Dichters eigenen Abſichten zuſammenzutreffen, welcher darin einzelne Züge ſeines Spiegelbildes mit ſolcher Porträtähnlichkeit und Wahrheit gezeichnet hat, daß ein Verkennen gar nicht möglich iſt. (Man vergleiche z. B. Einzelnes in Fauſt's letztem Monologe.) Die ſtolze Selbſtgewißheit dieſer Individualität, welche die Beſtimmung und Herrſchaft über ſich ſelbſt und ihr Schickſal nicht aus den eigenen Händen geben will, verſchmäht es, den Helden in herkömmlicher Art vom Teufel holen zu laſſen, ſondern läßt ihn durchs eigene Meſſer fallen. Beachtenswerth bleibt es, daß Lenau's Fauſt kein Gretchen hat. Sollte dieſe, wohl nicht ganz zufällige Lücke nicht den ſpäter aufgegriffenen Anhaltspunkt bilden, der folgerichtig ſeiner Zeit zur Don-Juan-Dichtung führte? Jenes Verſäumniß und dieſe Nachholung laufen parallel mit entſprechenden Stimmungen im Leben des Dichters, mit dem verzweifelnden Entſagen in der früheren, und mit dem wiedererwachten Drange des Anſchluſſes an ein weibliches Herz in der ſpäteren Lebensperiode. Das Gedicht entbehrt zwar des eigentlichen dramatiſchen Intereſſes, der Einheit, des Fortſchreitens und der kunſtgerechten Entwickelung der Handlung und Charaktere; dafür aber bietet es eine Reihe farbenvoller Schilderungen, ergreifende Momente aus dem Seelenleben, lebendige Scenerien und kühne Geiſtesblitze in die Nachtſeiten des Daſeyns. Grillparzer nannte den Dichter nach einer Vorleſung dieſes Fauſt den deutſchen Dante und in Wahrheit gemahnt das Gedicht wie eine göttliche Komödie der modernen pantheiſtiſch-ſkeptiſchen Weltanſchauung. Dr. Martenſen hat in einer geiſtreichen Broſchüre [1] verſucht, dieſem Fauſt auch ächte Chriſtlichkeit

[1] „Ueber Lenau's Fauſt. Von Johannes M.....n." Stuttgart, 1836.

zu vindiciren, doch konnte dieſer Verſuch als ein anachroniſtiſches Vorgreifen in ſpätere Tendenzen des Dichters nicht überzeugend wirken. Die Kritik, welche das Werk mit Achtung beſprach, tadelte nebſt der dramatiſch-epiſchen Zwitterform, übereinſtimmend den Mangel an einheitlicher Abrundung der Compoſition. Mag dieſer Fehler immerhin ein durch die vorwaltende Subjectivität bedingter, ſomit ein abſichtlicher geweſen ſeyn, ſo fühlte der Dichter doch ſelbſt das Treffende des Tadels und ſuchte nachzuhelfen, ſo weit es anging. So ward während des Sommeraufenthaltes in Auſſee und Iſchl (1840) manche Scene umgearbeitet und erweitert und eine neue hinzugedichtet, (ohne Zweifel das in den ſpätern Auflagen enthaltene „Waldgeſpräch" III, S. 132) damit, wie der Dichter darüber an eine Freundin ſchreibt, das Gedicht dadurch an „Motivhaftigkeit und Zuſammenhang" gewinne „zur Vermittlung und zum beſſern Verſtändniß der Kataſtrophe." Die neue Scene enthält weſentlich nur eine poetiſche Rekapitulation der damaligen philoſophiſch-religiöſen Denk- und Studienergebniſſe des Dichters und in ſo fern dieſer im Fauſt ſein eigenſtes Selbſt darzuſtellen beabſichtigte, hätte das Gedicht dadurch an Motivhaftigkeit allerdings gewonnen. — Der Erfolg des Fauſt war ein überraſchend großer und nachhaltiger; vier ſtarke Auflagen ſind der redende Beweis dafür.

Um dieſe Zeit (1833—1834) beſchäftigte ſich unſer Dichter auch mit Kritik; er beabſichtigte einige Recenſionen zu ſchreiben und das Feld, das er als ausübender Künſtler ſo erfolgreich bebaute, auch von den Höhen der Theorie zu beſchauen. Er hielt dieß für eine gute Uebung zur Klarmachung und Erſtarkung ſeiner Kunſtanſichten. An K. Mayer ſchreibt er dießfalls aus Wien am 17. October 1833: „Ich habe einen Aufſatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoeſie darzuſtellen und aus deinen Gedichten eine Art Theorie zu entwickeln verſuche. Dieſen Aufſatz will ich den öſterreichiſchen Jahrbüchern anbieten." Aehnliches hatte er auch rückſichtlich anderer Dichter in Abſicht. Daß die Ausführung dieſer Arbeiten unterblieben, muß jeder bedauern, der die Geiſtesſchärfe und Klarheit, die Präciſion und den feinen Schönheitsſinn ſeines äſthetiſchen Urtheils aus gelegenheitlichen mündlichen Kritiken kennen zu lernen Anlaß hatte. Ohne die erläuternde Ausführung in dem feſtgeſchloſſenen Gedankengange und wohlwollenden Förderungsſinne Lenau's mußten derlei mündliche Urtheilsſprüche (von denen Frankl einige Proben aufbewahrt hat), wie ſie als abgeriſſene Geſprächspointen oder gelegenheitliche Ideen in epigrammatiſcher Gedrängtheit oder in raſch ſkizzirten Bildern hingeworfen wurden, nur iſolirte aphoriſtiſche Fragmente bleiben, gleichſam kritiſche Streckverſe, welche durch briefliche oder mündliche Tradition fortgepflanzt und commentirt, in einzelnen Fällen leicht verſtimmen und verletzen konnten. So ließ ſich ſelbſt eine dichteriſche

Natur wie K. Mayer, beſcheiden und zartfühlend wie er iſt, durch eine aus dritter Hand ihm zugemittelte wohlmeinende Warnung des Freundes vor übermäßiger Liederſtoffjagd und Hang zum Splitterhaften beinahe einſchüchtern, derſelbe Mayer, zu dem doch Lenau einſt das ſchöne Wort geſprochen: „Es gibt Vögel, die grün ſind, wie das Laub der Bäume, ſo daß ſie einem vorkommen wie ein ſingendes Blatt. So erſcheint mir Deine liebliche Muſe. Du ſollteſt nicht ſterben.“ — Nur eine einzige nicht ſehr umfangreiche Arbeit Lenau's im Gebiete der Kritik, eine Recenſion voll ſinnreicher Bemerkungen über ein wenig gekanntes Buch („Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil“) iſt durch die Halle'ſche Literaturzeitung (Jahrg. 1834, Bd. II., S. 294) der Oeffentlichkeit übergeben worden. Mit der Periode dieſer kritiſchen Beſtrebungen ſtand auch das bereits erwähnte Projekt einer Bewerbung um die Lehrkanzel an der thereſianiſchen Ritterakademie im Zuſammenhange.

Seit 1834 bereitete der Dichter die Herausgabe eines poetiſchen Albums vor, welches, nach mancherlei, zum Theil dem Zeichner der Vignetten zur Laſt fallenden Verzögerungen, unter dem Titel „Frühlingsalmanach“ mit Beiträgen von J. Kerner, K. Mayer, Guſt. Pfizer, Rückert, A. Grün, Schurz u. A. und dem Herausgeber (darunter die erſten Proben aus „Fauſt“) bei Brodbag in Stuttgart in zwei Jahrgängen (1836 und 1837) erſchien. Jene Verſpätung verurſachte den Uebelſtand, daß die „Proben“ faſt gleichzeitig mit dem mittlerweile bei Cotta (1836) in ſeiner Ganzheit erſchienenen Werke vor die Leſewelt traten. Nicht als Gegenſatz zu dem Wendt'ſchen Muſenalmanach, wie deſſen damalige Herausgeber A. v. Chamiſſo und G. Schwab allzuängſtlich beſorgten, ſondern gewiſſermaßen als deſſen Ergänzung zur Aufnahme umfangreicherer Dichtungen, ſollte der Frühlingsalmanach gelten. Ungenügender Abſatz veranlaßte die Verlagshandlung, das Unternehmen nach zwei Jahren wieder aufzugeben.

Lenau's ſteigende Berühmtheit hatte neben zahlreichen Verehrern allmählich auch das Auge der Wiener Polizei auf ihn gelenkt. Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hofkanzleiverordnung war den öſterreichiſchen Schriftſtellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne öſterreichiſche Cenſurbewilligung ſtrenge unterſagt. Niembſch hatte dieſe Vorſchrift umgangen. Nicht um ſich zu verbergen, (geht ja doch jedes Autors Streben auf die ohne Oeffentlichkeit unmögliche Anerkennung!) ſondern um die heimathlichen Behörden nicht herauszufordern und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, die veraltete Vorſchrift und deren neueſte Uebertreter ſchonend zu ignoriren, hatten jüngere Poeten die Maske der Pſeudonymität vorgenommen, unter welcher ſie ihrem Talente eine innerhalb der damaligen Cenſurſchranken ganz undenkbare, geiſtig freiere Entfaltung und Thätigkeit zu ermöglichen hofften. So

hatte Niembſch ſchon im Beginne ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn das letzte Sylbenpaar ſeines Adelsprädikates Strehlenau als Dichterfirma erwählt. Ueber die Identität ſeiner Perſon mit dem Dichter Lenau amtlich befragt, bekannte ſich Niembſch offen und friſchweg zu ſeinem Dichternamen, indem er ſich gleichzeitig dagegen verwahrte, als geborner Ungar, in deſſen Heimathland geſetzlich Preßfreiheit herrſche, den erbländiſchen Cenſurgeſetzen zu unterſtehen. Dieſer Vorgang, der übrigens ohne weitere läſtige Folgen verlief, bewährte neuerdings die unerſchütterliche, furcht- und rückſichtsloſe Wahrheitsliebe unſeres Dichters als einen weſentlichen Zug ſeines mannhaft edeln Charakters.

Der Jahrgang 1837 des Chamiſſo'ſchen Muſenalmanachs, welchen Lenau bisher regelmäßig durch ſeine ſchönen Beiträge bereichert hatte, zählte ihn nicht mehr unter ſeine Mitarbeiter. Er hatte ſich aus Anhänglichkeit an ſeine ſchwäbiſchen Freunde, unter denen G. Schwab auch von der Mitredaction abgetreten war, von dem Unternehmen zurückgezogen. Das Bild H. Heine's an der Spitze des Almanachs hatte die Freunde, welche durch einen Ausfall des witzigen, aber bisweilen allzu muthwilligen Spötters auf den würdigen Uhland ſich korporativ mit verletzt fühlten, zu jener Fernhaltung veranlaßt. Andrerſeits hatten Chamiſſo, von dem die Aufnahme des Bildes ausging, und die dem Unternehmen treu gebliebenen Dichter gemeint und gehofft, die ſchwäbiſchen Freunde würden darin nur ein, ihre Mitwirkung keinesfalls ausſchließendes Zeichen von Unparteilichkeit erkennen, da denn doch die Bedeutung und Stellung Heine's in der deutſchen Lyrik nun und nimmer weggeläugnet werden könne. Dieſer Maſſenrückzug hatte von Seite des dadurch verletzten Heine eine Reihe neuer Ausfälle zur Folge, welche auch Lenau nicht verſchonten. Doch iſt es bemerkenswerth, daß dieſer ätzende, rückſichtsloſe Spott doch mit einer gewiſſen Scheu vor dem erhabenen Ernſte und der tragiſchen Dichtergröße Lenau's ſtehen blieb, und ſelbſt, indem er ſeinen Pfeil abſchnellte, doch den Gruß der Anerkennung nicht zurückhalten konnte. Lenau's Urtheil über Heine blieb immer ein durchaus würdiges und leidenſchaftloſes; er erkannte in ihm ein unentbehrliches Element in unſerer Literatur; in ihm ſtecke „ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker;" nur müßte man, „um das Schöne rein zu genießen," die cyniſchen Stellen mit „Warnungszeichen" verſehen.

Das Jahr 1836 fand unſern Dichter bereits mit ſeinem „Savonarola" beſchäftigt, für welchen er ſich nach ernſten und umfaſſenden Studien über die größten Reformatoren der chriſtlichen Aera entſchied, nachdem aus ſtofflichen und künſtleriſchen Bedenken Huß und Hutten, auf welche er gleichfalls ſein Auge gerichtet hatte, zurückſtehen mußten. Die Studien über Huß kamen ihm ſpäter bei der Dichtung

ſeiner Ziska-Romanzen zu ſtatten. Es mag im erſten Augenblicke überraſchend ſeyn, den pantheiſtiſch-ſkeptiſchen Dichter des „Fauſt“ in ſeinem nächſten Werke als chriſtlichen Dichter auftreten zu ſehen; bei reiferer Betrachtung jedoch verliert dieſer contraſtirende Uebergang, wobei der Schlußmonolog im Fauſt wohl die Brücke bildet, das anfänglich Befremdende. Die in alle Richtungen ausgehenden und oft wieder auf ihre Ausgangspunkte zurückkehrenden Bahnen des grübelnden Verſtandes führten unvermeidlich hie und da an den ſtillen Siedeleien der frommen Gläubigkeit, des innigen Gottvertrauens vorüber, welche, wenn man von ihnen auch achſelzuckend wegeilt, doch unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern. Das Ergebniß konnte immer nur ein der Skepſis ungünſtiges ſeyn, denn dort blieb die Ruhe und Sicherheit, die befriedigende Abgeſchloſſenheit und das beſeligende Glück, hier die Unruhe, die Ungewißheit, der Irrthum, das erfolgloſe Suchen, das unſelige Entbehren. Lenau, von den brandenden Wogen des Zweifels emporgehoben, ſah in der Ferne vor ſich die Inſeln der Seligen in ſicherer Ruhe liegen. Manche Scene im „Fauſt“ (darunter vorzüglich: „der nächtliche Zug“ III, 91, „Maria“ III, 98 und „der Maler“ III, 110, „der Abſchied“ III, 128, dann ſelbſt die Schlußworte in Mephiſto's Munde III, 193) beurkunden ſchon derlei Sehnſuchtsblicke in das Land der Glaubensſeligen. Was lag näher, als zu verſuchen, ob das Schiff nicht auf ſeinem eigenen regelmäßigen Kurſe zu jenem Porte zu ſteuern ſey? Das Beſtreben, die Reſultate chriſtlicher Offenbarung als Vernunftpoſtulate darzuſtellen, den Glaubensdom ſo zu ſagen mittelſt des Verſtandesgerüſtes aufzubauen, iſt begreiflich ein nicht mehr ganz neues. Wenn Lenau ſich ihm auf poetiſchem Wege anſchloß, ſo ſtand er ſchon damals ähnlichen Beſtrebungen, welche ſelbſt im rechtgläubigen Schooße der katholiſchen Kirche auftauchten und in neueſter Zeit vor dem päpſtlichen Stuhle um Anerkennung werben, vielleicht näher, als man gelten laſſen möchte. Freilich konnte dieſes Näherſtehen gegenſeitig nicht zur Befriedigung und Ausſöhnung führen, denn eine Annäherung, welche nicht zur gänzlichen Vereinigung und Verſchmelzung wird, rückt nur die noch unausgeglichenen Berührungspunkte und ſomit Stoff und Anlaß zu Reibungen näher an einander. Darum iſt der Kampf der Religionen im Großen niemals ſo leidenſchaftlich und erbittert, wie der Hader der ſich befehdenden Sekten im Kleinen. So erlitt der in chriſtlicher Geſinnung gedichtete „Savonarola“ von jener Seite damals viel heftigere Angriffe, als ſpäter die in weit ſchroffer entgegenſtehenden Anſchauungen ſich bewegenden „Albigenſer.“ Daß Lenau's, des Katholiken, Auffaſſung in vorwiegend proteſtantiſchem Sinne gehalten war, wird uns durch ſeinen angebornen Freiheitsſinn, welcher ſich immer auf die Seite des Unterdrückten ſtellt, ſowie durch den noch

immer mächtigen Reſt von Skepſis erklärbar, welchen er in ſeine damalige Glaubensſehnſucht mitgebracht hatte. Frankl erzählt: Lenau habe ihm auf die Frage: wie er „von der in alle Welt ausgegoſſenen Gottheit zu der geoffenbarten hinüber gedrängt worden ſey?“ nach einer bedeutungsvollen Pauſe erzählt, wie folgt: „Ich ritt einmal über die Haide, ſie war ſchneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die ſchwarzen Gedanken der Haide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben ſo allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem Alles ſtarr machenden Winteroceane. Endlich mußte er doch ſiegen. Ich fühlte mich ſehr einſam in der Welt und tief traurig — und ſo war ich, mich meinem Pferde überlaſſend, in einen Wald gekommen; jenſeits deſſelben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich ſpielte ein Lichtſchimmer über die ſchneebedeckten Tannenzweige und bald ſah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenſter leuchtete es luſtig heraus, mich lockte ein ſeltſamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einſamen Jägerhauſe zu belauſchen. Ich ſtieg vom Pferde, band es an einen Baum und ſchritt leiſe, um die Bewohner nicht zu ſtören, zum Fenſter. Drin brannte ein luſtiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erſchrocken, ließen ſich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die ſie ſprachen, aber ich konnte ſehen, daß die Kinder und Eltern warm und ſelig bewegt ſind, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, beſtieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwiſchen dem Leben des Menſchen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare ſey, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit ſie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einſamen Jägerhauſe war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einſam, eine heitere, ſelige Stimmung goß ſich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erſtarrte Seele, und — ſo bin ich Chriſt geworden!“ — Die ſo präcis und direkt geſtellte Frage iſt hier nicht ebenſo präcis und direkt, nicht mit dem Verſtande, ſondern mit dem Gemüthe beantwortet; doch mag es nicht unabſichtlich geſchehen ſeyn, daß Lenau, eine motivirte Rechenſchaft über zurückgelegte, aber noch nicht abgeſchloſſene Phaſen ſeines Seelenlebens vermeidend, es vorzog die Antwort auf einem Umwege, mittelſt eines Bildes, zu geben. Wir werden nicht irren, wenn wir die erzählten äußeren Erlebniſſe nur als eine Symboliſirung innerer Durchgangsperioden gelten laſſen und ihnen nur als ſolcher geſchichtliche

Wahrheit und Bedeutung zugeſtehen. Jene Erzählung enthält allerdings ein beiläufiges Glaubensbekenntniß, aber zugleich auch das Geſtändniß, daß dieſes mehr auf dem überwallenden Gefühle, als auf feſter Ueberzeugung beruhe; erſt jenes hatte geſiegt, dieſe war von dem darnach ringenden Verſtande noch nicht gewonnen. Er war nur angezogen, gefeſſelt, nicht befriedigt vom Chriſtenthum, kurz er war noch nicht Chriſt im ganzen Sinne geworden und wollte nicht bekennen, daß er noch in einem höheren Präparandenkurſe begriffen ſey. So konnte jenes Glaubensbekenntniß keine lange Dauer verſprechen, und wirklich ſehen wir den Dichter bald darauf in den „Albigenſern," obſchon noch immer auf dem Felde glaubensgeſchichtlicher Kämpfe, eine entſchieden divergirende Richtung einſchlagen. Ein Brief Lenau's vom 23. Januar 1837 an Juſtinus Kerner enthält folgende, in obigem Sinne bezeichnende Stelle: „Ich habe dir gar viel zu ſagen. Den alten pantheiſtiſchen Dämon habe ich dahin geſchickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen ſcharfe Muſterung gehalten und viel Geſindel daraus fortgejagt, und dieſes Herz zur Herberge umgeſchaffen für gute freundliche Gäſte, die du auch liebſt und hegſt und die, wenn ſie mich nicht wieder verlaſſen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt du ſchon daß ich einen Savonarola dichte? daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, dir in deinem Thurm beim magiſchen Lichte der farbigen Fenſterſcheiben dieß Gedicht vorzuleſen. Oft erinnere ich mich an dieſen Thurm und an dich, den lieben Thürmer. Ja, dieſe gemalten Fenſterſcheiben! Nichts verſinnlicht mir das Mittelalter mit ſeinem ſchönen Geiſte mehr als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine ſo innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glaſes? Iſt dieß nicht ſo zu ſagen eine verkörperte Farbe und gleicht ſo eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchſichtigen Herzen eines mittelalterlichen Myſtikers?"

Das Gedicht „Savonarola" erſchien im Jahre 1837 (in Stuttgart bei Cotta), gewidmet dem Dr. Johannes Martenſen in Kopenhagen, mit welchem, während deſſen Aufenthalt in Wien, der Dichter in vertrautem, gegenſeitig lehrreichſten Verkehr geſtanden war und deſſen Umgang er „ein wahres Gedankenbad" nannte. Lenau rühmte noch oft anerkennend die vielfache Anregung und Förderung, die er während der Arbeit des Savonarola dieſem tiefen Denker und gründlichen theologiſchen Gelehrten zu danken hatte. Nicht ohne Einfluß auf das Gedicht waren die von Dr. David Strauß in ſeinem „Leben Jeſu" niedergelegten Forſchungen geblieben, obſchon in einem dem Geiſte dieſes Werkes entgegengeſetzten Sinne. Der Erfolg des „Savonarola" blieb hinter jenem des Fauſt zurück und war überhaupt ein ziemlich ungleichartiger, nur langſam durchgreifender. Der unbefangenen

Würdigung der großen poetiſchen Schönheiten des Gedichtes ſtand bei ſehr Vielen die darin niedergelegte Tendenz hemmend im Wege. Die in ihren Tiefen ſehr auseinandergehenden Richtungen der damaligen Zeit brachten doch auf ihrer Oberfläche einen allzeitfertigen allgemeinen Maßſtab mit, nach welchem alle Erſcheinungen, ſelbſt Kunſtwerke, gerichtet werden ſollten. Herrſchte auch unter den Männern des Fortſchrittes Zuſammenhalt und Einmüthigkeit im Widerſtande nach einer beſtimmten Seite hin, ſo lagen doch ſchon damals durch die Ungleichartigkeit der Motive und der Anſichten über das zu erſtrebende Ziel und die dahin führenden Mittel zahlreiche Keime der Spaltung in den ſcheinbar enggeſchloſſenen Schaaren. Jene impoſante einheitliche Haltung nach außen hatte ſpäterhin den ſo leichten allgemeinen Sieg der liberalen Oppoſition, jener Mangel inneren Zuſammenhanges nebſt dem Verſäumniſſe, ſich darüber *vor* der Kataſtrophe klar und gerecht geworden zu ſeyn und ſich verſtändlicht zu haben, hatte die Erfolgarmuth und den Zerfall *nach* derſelben zur Folge. Lenau's neues Werk war zu ſelbſtſtändig und eigenthümlich, um ſich dem allgemein beliebten Maßſtabe, dem übrigens als Höhemeſſer der Zeitſtrömung eine bedingte Berechtigung nicht abgeſprochen werden kann, zu fügen. Die nachbetende Menge, nur die eine Schablone kennend, beehrte auch ihn bald mit den bekannten Verdächtigungen, zieh ihn des Abfalls von der guten Sache, der Hinneigung zu Myſticismus und Pietismus; ein jugendlicher Verehrer Lenau's, der Dichter Uffo Horn, fand ſich dadurch veranlaßt, in einem eigenen Schriftchen die Vertheidigung des Angegriffenen zu führen.[1] Der Dichter ſelbſt ſpricht ſich zu einer ſpätern Zeit (am 1. November 1839), wo der Standpunkt des „Savonarola" für ihn ein bereits überwundener war und „die Albigenſer" ihn beſchäftigten, darüber gegen Hermann Marggraf[2] aus: „Myſtik halte ich für eine Krankheit. Myſtik iſt Schwindel. Die religiöſe Spekulation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophie Achamoth die Augen vergehen und ſie von unwiderſtehlicher Sehnſucht getrieben wird, ſich in den Abgrund des Göttlichen zu ſtürzen; allein ſolcher Zug nach der Tiefe iſt eben ein Symptom des geiſtigen wie des körperlichen Schwindels." Bei ſo verſchiedenartig nüancirten Parteiſtellungen konnte ſich nur eine verhältnißmäßig kleine Schaar einſichtsvoller Meinungsgenoſſen finden, um völlig mit Wahl und Auffaſſung des Stoffes einverſtanden, aus Ueberzeugung in den enthuſiaſtiſchen Ausruf J. Kerners einzuſtimmen: „der Savonarola iſt ungeheuer, ein Meiſterſtück aller Meiſterſtücke." Im Allgemeinen anerkannte man die größere Einheit und

[1] „Nikolaus Lenau, ſeine Anſichten und Tendenzen mit beſonderer Hindeutung auf ſein neueſtes Werk Savonarola." Hamburg, 1838.

[2] S. Blätter für literariſche Unterhaltung. 1854. Nr. 7.

Abrundung der Compoſition, man ſtieß ſich aber an dem Stoffe, dem Helden, für deſſen überwiegend kirchliche Beſtrebungen ſich unſer Zeitalter auch dichteriſch nicht mehr zu erwärmen und zu begeiſtern vermöge. Manchen ermüdete das oft wiederkehrende Predigen und Dogmatiſiren in Romanzenform; und doch bleibt es ein ächtes Merkmal hoher dichteriſcher Begabung und ein großes Verdienſt Lenau's, die Abſtractionen eines religiös-philoſophiſchen Ideenganges, deren faßliche Entwicklung ſelbſt in freier Proſa ſchwierig, in metriſcher Form, in Bildern und Gleichniſſen ſo verſtändlich, klar und zugleich dichteriſch ſchön dargeſtellt zu haben. Hiebei ſcheint ein pantheiſtiſcher Dämon dem Dichter den rächenden Streich geſpielt zu haben, daß die künſtlich angeeignete Abſicht der urſprünglichen Strömung ſeiner poetiſchen Natur unterliegen mußte, denn Savonarola's chriſtliche Eiferrede gegen Mariano's poetiſche Verherrlichung des klaſſiſchen Heidenthums ſteht dieſer an überzeugender Kraft nach, und für den Leſer geht nicht Savonarola, ſondern Mariano als Sieger aus dem Kampfe hervor. Nicht beſſer beſteht Savonarola am Krankenlager Lorenzo's v. Medicis, wo er mit ſeiner Eifer- und Strafrede gegen die von Ueberzeugungstreue und der Ueberlegenheit ruhiger Geiſtesklarheit eingegebene Gegenrede des Sterbenden offenbar im Nachtheile bleibt. Kritiſche Tonangeber waren durch den Ausfall des prophetiſchen Savonarola auf die „Hegelſchule" verletzt oder doch verſtimmt worden. Lenau erklärt in jenem Briefe an H. Marggraf dieſen Ausfall als einen „pruritus ingenii", deſſen muthwillige Strophen ihm zwar vielen Verdruß zugezogen, die er aber demungeachtet nicht bereue. Künſtleriſche Naturen verargten ihm die Vorliebe für mittelalterliches Kunſtleben, das er auf Koſten der Antike erhebe. Auf einer Seite waren dem Dichter früher Befreundete entfremdet worden, auf der gegenüberſtehenden Seite hatte neben den Gewalthabern der weltlichen Macht, welche die Philippika gegen das Königthum und das feurige Lob der Republik verſtörte, nun auch die klerikale Partei, welche ihm die Angriffe auf das entartete Papſt- und Kirchenthum nimmer verzeihen konnte, die Zahl ſeiner Gegner verſtärkt. Die Stellungen der Meinungsgenoſſen waren ſo eigenthümlich verſchoben, daß ſelbſt Lobeserhebungen, wie jene W. Menzels, dem Werke nicht nützen, den Dichter nicht erfreuen, ja ſogar veranlaſſen konnten, ſich gegen die abgeſchmackte Anſchuldigung: er ſey ein „verſificirender Schildknappe" Menzels, brieflich zu vertheidigen. Die damalige Zeit hatte ihr Licht in ſo viele und bunte Farbenbrechungen zerſplittert, daß ihr kein voller ungetrübter Strahl übrig blieb, um das eigenthümliche Dichterwerk und deſſen wahre Schönheiten mit ruhiger Klarheit zu beleuchten.

Sind Lenau's künſtleriſche Intentionen hier zum Theil geſcheitert, ſo lag es

wohl großentheils an ſeinem Gegenſtande. Der Dichter legte immer großes Gewicht auf die Wahl ſeiner Stoffe. „Das künſtleriſche Geſchick allein genügt nicht,“ ſagte er einſt zu einem ihm ſehr nahe ſtehenden poetiſchen Freunde, „hätten Canova und Thorwaldſen ihre Werke in Töpferthon ausgeführt, dieſe wären längſt ſchon zerfallen. Es giebt Poeten, welche ein ſchönes Geſtaltungstalent an gebrechlichen Gyps oder bröckeligen Sandſtein verſchwenden, von jenen Vielen, die in Koth modelliren, gar nicht zu reden; — wir müſſen aus edleren Stoffen formen, einen tüchtigen Block Marmor für unſern Meißel wählen, das dauert und iſt der Arbeit werth.“ Es läßt ſich aber nicht läugnen, der hiſtoriſche Savonarola enthält zu viele Erdentheile, um als Marmor oder reines Erz gelten zu können; ihm fehlte die uneigennützige Glaubensweihe der großen Reformatoren, er war ein ſehr weltlicher Factionsmann und wühlender Demagog, nicht ohne ſelbſtiſche Pläne und innerlich vielleicht eben ſo häßlich, wie äußerlich. Zu der Schilderung Frankls von den widrigen Zügen Savonarola's auf dem Porträt, das jener in Italien geſehen, lachte Lenau hellauf: ebenſo beſeitigte er die geäußerten ſittlichen Bedenken jenes erſteren Freundes und deſſen Aeußerung: „für dieſen Kerl hätt' ich keine Feder eingetunkt!“ mit herzlichem Lachen. Der Dichter meinte wohl durch ſeine Auffaſſung und Zuthat den Savonarolaſtoff zu Marmor härten zu können; er hatte ſich damit eine zweifache Arbeit auferlegt, die des Stoffſchmelzens und die des Formbildens. Was Wunder, wenn ihn bisweilen die Kraft oder die Ausdauer verließ? Die Welt aber beachtete den Künſtler weniger in der Größe ſeiner Aufgabe und Kraftäußerung, als in den Momenten ſeiner Ermüdung.

Solche Mißkennung und Vernachläſſigung ging dem gegen Huldigungen der öffentlichen Meinung keineswegs gleichgiltigen Dichter tiefer zu Herzen, als er merken laſſen mochte. Die fortgeſetzte Vertiefung in philoſophiſche und kirchengeſchichtliche Studien, in die myſtiſchen Schriften der Kirchenväter und Gnoſtiker, in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Natur, in die phyſio-theoſophiſchen Spekulationen Franz von Baaders, deſſen perſönliche Bekanntſchaft auf Niembſch große Anziehungskraft geübt hatte, führten ihn immer tiefer in Gebiete, die für ihn um ſo gefährlicher wurden, je anlockender ſie waren. Hiezu trat wohl als Folge der unwilligen Abgewandtheit von Welt und Leben, die träumeriſche Verſenkung in ſich ſelbſt, die Anſtrengung nach dem myſteriös-unerreichbaren Ziele: „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu ſchauen“, die äußerſte Anſpannung ſeines Geiſtes zu dem höchſten ſeiner dichteriſchen Kraft möglichen Aufſchwunge, das aufreibende Sich-hingeben an ſeine Stoffe und Sich-hineinleben in ſeine Helden, wie in ein anderes Selbſt; es kann ohne Uebertreibung behauptet werden, daß Lenau

die Seelenqualen ſeines Fauſt, das Martyrium ſeines Savonarola, die Leiden und Kämpfe ſeiner Albigenſer moraliſch mitgelebt habe. — Die Beziehungen zu jener anmuth- und geiſtvollen Frau, deren wir bereits erwähnten, waren durch die Macht der Gewohnheit und den Zauber des gegenſeitigen Aufſchließens und Verſtändniſſes der Seelen immer feſter und inniger geworden, traten aber eben darum mit der tragiſchen Gewalt gänzlicher Ausſicht- und Troſtloſigkeit um ſo erſchütternder an ſein Herz heran, dem ſie ſchon den verzweifelnden Aufſchrei entpreßt hatten:

„Undank thut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie beſitzen werde!"

(II, 71.)

So hatte des Dichters Weltanſchauung in den Jahren nach dem Erſcheinen des „Savonarola" bis zur Vollendung der „Albigenſer" (1837—1842) die entſchieden düſterſte Färbung angenommen. Auch ſeine äußere Erſcheinung war damals oft von einer für die Freunde beunruhigenden, für Fremde faſt unheimlichen Finſterheit Seinem Unmuth über Urtheile der damaligen Kritik, ja ſelbſt über wohlgemeinte Einwendungen befreundeter Männer, machte er in einer Reihe polemiſcher Gedichte Luft, welche er unter dem Titel „Literariſches" ſeinen im Jahr 1838 bei Hallberger in Stuttgart erſchienenen „Neueren Gedichten" einfügte. Die Rückkehr ſeiner durchaus edeln und gutmüthigen Natur zu einer ruhigeren Auffaſſung der Dinge veranlaßte ihn jedoch, die derberen und ſchrofferen jener Gedichte, namentlich ſolche, welche auf ihm ſonſt liebe Freunde gedeutet werden konnten, in den ſpäteren Auflagen wegzulaſſen. Sie wurden jedoch aus den im Vorwort angegebenen Gründen unter der Rubrik „Lyriſche Nachleſe" der gegenwärtigen Sammlung angereiht. Ein Scherflein der Wohlthätigkeit für arme Landsleute war der „Prolog" (II, 173), welcher in einem Concerte zu Wien (1838) zur Unterſtützung der in Ungarn durch Ueberſchwemmung Verunglückten geſprochen wurde und deſſen unantaſtbare Ganzheit der Dichter mit männlichem Trotze ſiegbaft gegen die immer ſtreichluſtige Cenſur vertheidigt hatte. Sonſt fallen in dieſe Periode noch manche der ſchönſten, aber auch die ſchwermüthigſten und finſterſten Erzeugniſſe der Lenau'ſchen Poeſie; wir brauchen nur an die Gedichte: „Auf meinen ausgebälgten Geyer" (II, 21), „Ein Herbſtabend" (I, 242), „Die drei Zigeuner" (II, 54), „Frage" (II, 95), „Einſamkeit" (II, 106), „Traumgewalten" II, 113), „Schlafloſe Nacht" (II, 137), „An den Frühling 1838" (II, 158), „Der ſchwarze See" (II, 184), „Der offene

Schrank“ (II, 171), „Der einſame Trinker“ (II, 207), „Beethovens Büſte“ (II, 248), „Am Sarge eines Schwermüthigen“ (II, 252) u. A. zu erinnern. Jener Band „Neuere Gedichte“ iſt zudem von ſpezieller Wichtigkeit für die Geſchichte der geiſtigen Kämpfe des Dichters, weil wir darin zwar zerſtreut, aber an den inneren Fäden leicht auffindbar, die Verbindungsglieder und Uebergänge treffen zwiſchen der chriſtlichen Weltanſchauung, welche den „Savonarola“ ſchuf, und der freieren, vom Dogma unabhängigeren Geiſtesrichtung, welcher die „Albigenſer“ angehören. Das traurige Endergebniß ſeiner damaligen Stimmung aber faßte er in das furchtbare Wort zuſammen:

„Die ganze Welt iſt zum Verzweifeln traurig.“

(II, 107.)

Unter dieſen Umſtänden wird der nachfolgende Brief, welchen Niembſch aus Iſchl am 28. September 1839 an ſeinen Schwager A. Schurz richtete, den Leſer wohl nicht minder überraſchen als ſeiner Zeit den Empfänger: „Geliebteſter Bruder! Späten aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünſche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau und noch immer ledig. Was glaubſt Du, ſollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel zuruft:

„Nimm Dir ein Weib
Für Deinen Leib!“ — —

Willſt nicht Du ſo gut ſein und ſolchen Ruf an mich ergehen laſſen? In Dingen, welche Glück brauchen, ſoll man ſich immer auffordern laſſen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo, iſt, wenn davor kopulirt werden ſoll, auch ſo eine Art Spieltiſch. Unbegreiflich leichtſinnig heirathen die Weiber in's Gelage hinein; ich bewundere die Entſchloſſenheit, womit ſie das Schauerliche beginnen. Alſo, Bruder! überleg' Dir's, und ſage mir im Oktober, wo ich dich ſehen werde, was Du denkſt. Der Gegenſtand meiner kühnen Schickſalshypotheſe iſt ....“ Es war die berühmte Sängerin Karoline U...., geboren im Jahr 1800, ſomit älter als Lenau. Dieſer hatte ſie an dem gaſtlichen Tiſche eines befreundeten Hauſes kennen gelernt und beim erſten Zuſammentreffen die überwältigende Macht ihrer Kunſt, den Zauber ihres anziehenden Umgangs erfahren. Demungeachtet gab er ſein leicht überwallendes Herz, uneingedenk ſeiner Beziehungen zu Sophien und vielleicht die Art und Feſtigkeit der Bande, welche ihn an dieſe feſſelten, arglos unterſchätzend, unbedachtſam den Gefahren preis, welche der fortgeſetzte Umgang mit

jener weniger durch jugendliche Anmuth bezaubernden, als durch die Kunſt verſchönten und durchgeiſtigten Perſönlichkeit über ihn verhängen mußte. Eine einſame Fußwanderung mit ihr durch das Salzkammergut war nicht geeignet, dieſe Gefahren zu vermindern und ſo kam es, daß bald ſogar an eine ernſtliche Verbindung gedacht und jene frühere Freundin in's Vertrauen und zu Rathe gezogen wurde. Schon das Wagniß einer ſolchen Mittheilung ſpricht bezeichnend für die eigenthümliche Beſonderheit jener Beziehungen. Hatte die ſiegreiche Macht der Kunſt, und zwar der für Lenau unwiderſtehlichſten, der Tonkunſt, ſowie der Glanz eines reichen kunſtgeweihten Geiſtes das wandelbare Dichterherz durch Ueberraſchung bewältigt, ſo daß er ſein verſchloſſenes Selbſt ganz entäußernd, ſich zu den feurigſten leidenſchaftlichſten Briefen hinreißen ließ, ſo ſcheinen doch bei längerem Zuſammenſeyn die Umgangsformen und Bildungselemente der Theatererziehung allmählich ſtörend und ernüchternd hervorgetreten zu ſeyn, die ſelbſtgewiſſen Prätenſionen auf die modernen, dem Dichter wenig zuſagenden Ritterdienſte des Schawlnachtragens, Hutaufhebens, Eisbeſtellens u. ſ. w. die feurigen Gefühle bald abgekühlt zu haben. Ihr Bildniß, das die Künſtlerin für Niembſch malen ließ, verſah ſie mit der ſinnigen Ueberſchrift: „Weil' auf mir, o dunkles Auge," dann aber auch, obſchon in dunkler Ecke, mit der anſpruchsvolleren Unterſchrift: „Karoline v. Strehlenau, geborne U . . . ." Dieſe vorzeitige Beſitzergreifung ſeines Namens konnte den ſo leicht verletzbaren Dichter nur unangenehm berühren. Nebſt haushälteriſchen Bedenklichkeiten trat hiezu noch vorwiegend die Vorſtellung Lenau's: „daß er bei einer ſo gewandten Bühnenkünſtlerin am Ende, ſelbſt bei ihren Gunſtbezeigungen, nicht wiſſen könne, was daran nur Kunſt, was Wirklichkeit ſey." So trug dieſes Bündniß in ſich ſelbſt die Keime der Auflöſung, welche auch, beiden Theilen wünſchenswerth, bald erfolgte, nachdem es dem Dichter früher noch gelungen war, die Urkunden ſeiner Leidenſchaft, ein Päckchen Briefe, wovon einer bei Tieck in Berlin vorgeleſen worden ſeyn ſoll, durch kecke Ueberraſchung wieder in ſeinen Beſitz zu bringen. Dieſe raſch aufgeloderte Neigung aber hatte ſchon damals den Samen jenes Zwieſpalts in ſein Herz geſtreut, der ſpäter für dieſes ſo verhängnißvoll werden ſollte; die Warnung welche in dem peinvollen Seelenkampfe lag, den er ſelbſt zu beſtehen und an der Freundin wahrzunehmen hatte, blieb leider unfruchtbar für die Zukunft.

Studien und Pläne zu einer epiſchen Trilogie, deren Helden Huß, Ziska und Hutten ſeyn ſollten, beſchäftigten unſeren Dichter ſeit dem Erſcheinen des „Savonarola." Dieſer Gedanke wurde bald wieder aufgegeben, nur ein Theil der dadurch angeregten Keime ſchoß in dichteriſche Garben; es entſtand (1837) der Romanzencyclus: „Johannes Ziska. Bilder aus dem Huſſitenkriege" (II. 419). Die faſt

gleichzeitig aufgetauchte Idee, die franzöſiſche Revolution in einer epiſchen Bilderreihe zu behandeln, kam gleichfalls nicht zur Ausführung. Mit großem Ernſt und Eifer dagegen verſenkte ſich der Dichter nun in die Geſchichte der Kreuzzüge gegen die ketzeriſchen Albigenſer im ſüdlichen Frankreich; aufs Gewiſſenhafteſte ſtudirte er jedesmal die Quellen zu ſeinen Arbeiten. Der Stoff war dießmal reich an lebendiger Mannigfaltigkeit, voll hinreißenden Intereſſes und beziehungsreicher Bedeutung für die Strebniſſe und Kämpfe der Gegenwart, nur faſt zu umfang- und geſtaltenreich für den Rahmen eines ebenmäßig gegliederten Kunſtwerkes. „Freie Dichtungen" nannte Lenau ſein Werk wohl ebenſo mit Bezug auf den Inhalt, als auf die äußere Form. Hier iſt es nicht der vereinzelte Märtyrer des rechtgläubigen Gedankens, deſſen Kampf für ein abgeſchloſſenes Glaubensbekenntniß ihn zum Helden ſtempelt, ſondern der freie menſchliche Geiſt in allen jenen Richtungen, welche von der Kirche als Ketzerthum bezeichnet werden. Nicht der Sturm im Waſſerglaſe ſoll verherrlicht werden, ſondern der unwiderſtehliche Anprall, womit die brandenden Wogen des geiſtigen Fortſchrittes an die verſinkenden Dämme des ſtarren Dogma anſtürmen; es ſind die ewigen Kämpfe der Menſchheit in wenigen, aber treffenden Bildern veranſchaulicht. Der Dichter ſelbſt nennt als Helden des Gedichtes „den Zweifel, den von Innocenz blutig gejagten und in Ketten geſchlagenen, den aber das Klirren ſeiner Ketten und deren harter Druck nicht einſchlafen ließen." Dazu das reizende Landſchaftsbild der oliven- und weinlaubbekränzten Provence, mit der Staffage der bunteſten Kriegerſchaaren, denen allen das Kreuz als Banner gilt und die ſich nur durch das Feldgeſchrei unterſcheiden; der ergreifende Contraſt des Friedens und der Lieblichkeit in der Natur mit den Blut- und Zerſtörungswerken der Menſchen, den Schrecken und Gräueln des Krieges, an denen ſich des Dichters Muſe mit faſt dämoniſcher Vorliebe weidet; im Hintergrunde, Alles überragend, der bannblitzſprühende Vatikan; welche Stoffe, welche Charaktere! Hatte der Dichter abermals religiöſe Kämpfe zum Gegenſtande genommen, ſo war doch ſein Standpunkt hier ein ganz anderer, objektiverer geworden; die grübelnde Skepſis aber ſtand ihm wieder zur Seite, mit durchdringenderem, unbarmherzigerem Scharfblicke, als je. Sein chriſtliches Bekenntniß hat er abgelegt; die im „Savonarola" verſuchte Vermittlung iſt aufgegeben, der geſcheiterte Verſuch führt von der Glaubensſehnſucht zur Verzweiflung; und doch waltet in dem Gedichte ein ſchöner Glaube an die Menſchheit und ihre Geſchicke, an die Unüberwindlichkeit und Allmacht des Geiſtes. Das Chriſtenthum iſt ihm nur mehr eine geſchichtliche Erſcheinung, ſein Glaubensbekenntniß formulirt ſich in die Worte: „Der Geiſt iſt Gott." — Das Gedicht erſchien im Jahr 1842 (in Stuttgart, bei

Cotta) unter dem Titel „Die Albigenſer. Freie Dichtungen.“ Es erregte großes Aufſehen, erlitt mannigfachen Widerſpruch, erfuhr aber auch reichlichen warmen Beifall. Aus Lenau's geiſtiger Heimath Schwaben ſchrieb G. Schwab am 29. Auguſt 1843 an den Herausgeber: „Wegen ſeiner Albigenſer, die ſich für den Glauben an die Sterblichkeit mezgen laſſen, ſind wir hieſigen Freunde in ſtillſchweigendem Widerſpruch mit Freund Niembſch;“ dagegen konnte Reinbeck dem Dichter zu deſſen Freude von dort die Mittheilung machen, daß proteſtantiſche Damen ſich des Werkes ſogar als Gebet- und Erbauungsbuch bedienen. Als ſolches wäre der „Savonarola“ wohl geeigneter geweſen; die religiöſe Anſchauung in den „Albigenſern“ hat den proteſtantiſchen Standpunkt längſt überholt. (Man vergleiche hierüber die kleine Schrift von Th. Opitz [1] als eingehenden Wegweiſer durch Lenau's Schriften mit vorzüglichem Bezug auf deren religiös-philoſophiſche Geſichtspunkte.) Darüber war die Kritik, die auch hier künſtleriſche Einheit der Compoſition vermißte, aber deren Mangel durch die Maſſenhaftigkeit des Stoffes zu entſchuldigen geneigter war, im weſentlichen einig, daß des Dichters Genius in dieſem Werke ſtellenweiſe ſeine höchſte Höhe erklommen habe, daß das Buch großartige Schönheiten, der erſten Dichter würdig, enthalte, daß es an Tiefe und Schlagfertigkeit der Gedanken, an Reichthum und Pracht der Bilder, an lebenvoller Plaſtik der Geſtalten, an erſchütternden, aber auch an anmuthigen Schilderungen, an keuſcher und doch glühender Freiheitsliebe kaum von irgend einem poetiſchen Werke der Neuzeit erreicht werde. Man tadelte die Beziehungen auf die Gegenwart, die Modernifirung der damaligen geiſtigen Bewegung; ein neuerer Kritiker reklamirt dagegen mit Recht dem Dichter die Befugniß „einen geſchichtlichen Gehalt zu vertiefen.“ [2] Wir möchten beifügen, es werde dadurch wohl nur ein urſprünglich vorhandener, verloren gegangener, von der Maſſenſtrömung überflutheter tieferer Gehalt wieder hergeſtellt und gerettet. Jede größere weltgeſchichtliche Bewegung trug unerläßlich ihre ſittliche Nothwendigkeit, ihre geiſtigen Motive, ihre Berechtigung in ſich; doch war es immer das Loos aller großen Bewegungen, daß dieſer edlere reinere Gehalt im Wogen der Volksſtürme in die Tiefe geſenkt oder verſchüttet wurde, verflachte oder verwilderte. Unſere Tage haben Aehnliches erlebt und von dem tiefern Gehalte und der ſittlichen Berechtigung der letzten Erhebung ſcheint ſogar die Erinnerung verſchwunden. Einſt vielleicht wird ein ſpäterer Denker und Seher jenen wahren Gehalt wieder zu Tage heben. — Lenau's „Albigenſer“ bleiben in der That die

[1] Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteriſtik des Dichters nach ſeinen Werken. Herausgegeben von Theodor Opitz. Leipzig 1850.

[2] S. den Aufſatz „Die neue deutſche Lyrik“ im 8ten Bande der „Gegenwart“ Leipzig, 1853. S. 41.

gewaltigſte Schöpfung ſeines Dichtergeiſtes, und durch den prachtvollen Schluß jenes deutungsvollen „Und ſo weiter," hat er nicht nur ſein Lied in die Unendlichkeit fortgeſetzt und ewig neu erhalten, ſondern auch für ſich ſelbſt von der Zukunft gleichſam Beſitz ergriffen.

Auch Lenau gehört durch ſeine größeren Dichtungen dem Gebiete der politiſchen Poeſie an, deren Loos es ſcheint, in den Zeiten ihrer Berufsblüthe ebenſo überſchätzt, als nach erfüllter Sendung gering geachtet zu werden. Aber die Muſe ſpannt auf ihre Lyra nur dann die ehernen Saiten, wenn die Zeit ihr das Erz dazu ſchmiedete. Wie ſich in der reinen Lyrik die Subjectivität des Dichters, ſo prägt ſich in der ächten politiſchen Poeſie die Subjectivität der Zeitperiode aus. Nach zwei Richtungen wirkend, wird der bedeutendere politiſche Dichter ſowohl der Welt- als der Literaturgeſchichte angehören und von beiden gerichtet werden. Als politiſcher Dichter mußte Lenau nach ſeiner ganzen Anlage und Bildungsgeſchichte ein religiöſer Dichter werden. Sein tiefer dringender Geiſt begnügte ſich nicht auf der Oberfläche, in Aeußerlichkeiten zu leſen, der Zeit die Schlagworte von den Lippen zu ſingen, ſondern er horchte auf die rauſchenden Quellen der Tiefe und belauſchte ihren Herzſchlag. Er ſuchte die Freiheit im „Savonarola" durch den Glauben, in den „Albigenſern" durch den Nichtglauben, dort im Widerſpruch mit ſeiner Zeit, hier auf deren damaligen Standpunkten, eines Reſtes religiöſer Anſchauung ſich niemals ganz entäußernd. Es mag ein Irrthum geweſen ſeyn, die Geiſtesfreiheit innerhalb einer Schranke, ſey es auch die geheiligte des Dogma's, zu ſuchen, welcher folgerichtig damit endigen mußte, dieſe zu durchbrechen oder zu beſeitigen.

Obſchon Lenau ſich aus Grundſatz dem Leben der Höfe und höheren Geſellſchaftskreiſe ferne hielt und ſelbſt unauffälligen Begegnungen, wie jener mit dem populären Erzherzog Johann, ſcheu auswich, — er wies ſelbſt die als Auszeichnung geltende Aufnahme in jene Schichten mit dem ſtolzen Worte zurück: „ich will nicht exceptionell ſeyn, ich mag dieſe Narren- und Poetenfreiheit nicht haben," — obſchon er dem in dem Gedichte „Proteſt" (Nachlaß, IV. S. 295) niedergelegten Gelöbniſſe: daß ihm eher die Hand am Saitenſpiel herunterfaulen möge, ehe er ein Fürſtenlied ſinge, mit Feſtigkeit treublieb, ſo konnte und wollte er ſich doch nicht der an ihn ergangenen Aufforderung entziehen, das Jubelfeſt des greiſen Erzherzogs Karl, deſſen Kriegerlaufbahn nun das 50ſte Jahr abgeſchloſſen hatte, poetiſch zu verherrlichen. Da er ſelbſt ſich längſt zu der ehrwürdigen Heldengeſtalt, in welcher die hohe Stellung der Geburt ſich mit dem größten Verdienſte und der einfachſten Schlichtheit und Bürgertugend vereinigte, in Achtung und Neigung hingezogen fühlte, ließ er ſich gerne dazu durch die freundlich geſelligen Beziehungen beſtimmen,

in welchen er ſeit Jahren zu dem Familienkreiſe des erzherzoglichen Hofrathes v. Kleyle ſtand und denen noch andere ſeiner Gedichte, z. B. „An Luiſe“ (II, 125), „An eine Wittwe“ (II, 139), „Auf eine goldene Hochzeit“ (II, 141), „Im Vorfrühling“ (II, 205), „Die Blumenmalerin“ II, 188) ihre Entſtehung verdanken. So entſtand der „Prolog, geſprochen in Wien am 17. April 1843 zum Jubelfeſte des Erzherzogs Karl“ (Nachlaß, IV. S. 344), gewiß kein Huldigungscarmen gewöhnlicher Art, ſondern ein ächtes begeiſterungsvolles Dichterwerk, kein Fürſten-, ſondern ein Heldenlied. Ein Exemplar jener ſchönen goldenen Denkmünze, die als Feſtandenken nur für gekrönte Häupter und Glieder ſouverainer Häuſer beſtimmt war, fand ſich als Zeichen der dankbaren Erkenntlichkeit des greiſen Aſpernhelden in dem Nachlaſſe des Dichters, wohl auch eines Souverains und Helden auf anderen Gebieten.

Von ſeinen Ausflügen nach Schwaben, welche er in unregelmäßiger Periodicität immer wieder ausführte (wir finden ihn dort im März und Juni 1840, im Frühling 1841, in den Sommern 1842 und 1843 und zuletzt in dem verhängnißvollen Jahre 1844), brachte Niembſch kaum mehr wie ſonſt die gewohnte Anregung, Geiſteserfriſchung und Befriedigung zurück. Die finſtere Spekulation und Ungläubigkeit des Dichters konnte ſich auf dem feſtumfriedeten Boden der chriſtlichen Gläubigkeit nicht mehr ganz heimiſch fühlen, das dämoniſche Element ſeiner Leidenſchaftlichkeit ſtimmte wenig zu den ruhigeren Weltanſchauungen ſeiner dortigen Freunde, mit denen er doch ſonſt ſo viel Verwandtes und Gemeinſames hatte. War auch der alte warme Zug des Herzens von Zeit zu Zeit wiedererwacht, hatte er auch den Freunden einzelne ſchöne Stunden der liebevollſten Hingebung zugeführt, ſo waren doch auch Augenblicke, nicht zwar der Entfremdung, aber doch des kälteren Entfernteſtehens und Widerſpruches eingetreten. Selbſt Kerner ward zeitweiſe vernachläſſigt und doch hatte Niembſch ihm am 23. Januar 1837 aus warmer Seele geſchrieben: „O Freund, Du biſt ein ſehr guter Menſch, denn in meinen beſten Stunden liebe ich Dich am liebſten, da geht mir erſt Dein Bild recht auf; Du biſt Einer von den Wenigen, nach denen ich mich umſehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr iſt und kein Haß, ſondern nur Wahrheit und Liebe.“ Zog es den Dichter auch öfters noch an die ſchlichtbürgerlichen Herde der älteren Freunde zu einem ländlich ſchmackhaften Mahle oder einem idylliſch-contemplativen Spaziergange zurück, ſo war es damals doch vorwiegend die elegantere und geräuſchvollere Haushaltung des ritterlichen Poeten Alexander Grafen von Württemberg in Serach bei Eßlingen, welche, wohl des Contraſtes wegen, dem ſtill in ſich gekehrten Lenau am meiſten zuzuſagen ſchien. Nebſt der unläugbaren Neigung des Dichters zu edelmänniſchem, der kleinbürgerlichen Sorgen

enthobenen Glanz und Wohlleben, mag vielleicht auch eine dunkle Ahnung ihres beiderſeitigen nur mehr kurzen Weilens hienieden die beiden Freunde enger an einander geſchloſſen haben; hatte doch Graf Alexander in einer Antwort „Auf Lenau's einſamen Trinker" prophetiſch geſungen:

„Laß in ein Grab uns ſinken,
Daß wir vereint
Zugleich beweint
Dereinſt als Schatten ſchweben!"

Nur der gemüthliche Frieden, das warme Wohlwollen des Hartmann-Reinbeck'ſchen Hauſes war ſo tiefbegründet und unzerſtörbar, daß es, ungeachtet der Wankelmuth des Freundes auch hier kleine Störungen veranlaßte, doch immer das gaſtlich einladende Patmos blieb, wo er am liebſten und längſten weilte und für ſeine Inſpirationen am eheſten Beruhigung oder künſtleriſche Geſtaltung gewann. Aber ſelbſt Emilie Reinbeck, die edle mütterliche Freundin Lenau's, dem ſie „all die Liebe und Sorge widmen" wollte, welche ſie einem Kinde geſchenkt, wenn der Himmel ihr nicht dieß Glück verſagt hätte, mußte die wahrnehmbare Wandlung beklagen und ſich geſtehen, daß ſie oft „eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandle, die ſo groß daſtehen vor der Welt und in ihrer Eitelkeit ſo klein ſind, daß ein beſchränkter Geiſt mit einem frommen demüthigen Herzen und aufopfernder Nächſtenliebe gewiß vor Gott weit höher ſteht." Sie kann es nicht verläugnen, daß ihr Herz „mehr an dem alten Niembſch als an dem fortgeſchrittenen Lenau hängt, an dem urſprünglichen Quell ſeiner Poeſien, dem klaren gebirgshellen mehr, als an dem namhaften Strome, in den ſchon ſo viel fremde Bäche eingemündet haben." Sie bezieht aber dieß Gleichniß „weniger auf ſeine Dichtungen als auf den Dichter ſelbſt, auf ſein Herz, das ſich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet." Die innerlich durch mächtige Gedanken- und Gefühlskriſen motivirten, äußerlich aber den Anſchein launenhafter Wankelmüthigkeit tragenden öfteren Verſtimmungen, raſchen Abſprünge und Uebergänge, mitunter die erſten Anzeichen eines kleinmüthigen Verzagens an ſeiner Lebensaufgabe konnten einem nur einigermaßen aufmerkſamen, geſchweige einem liebevoll auf ihm haftenden Auge nicht entgehen. Sie waren auch in Wien weder den Freunden, noch dem Scharfblicke jener mehrerwähnten geiſtreichen Freundin entgangen. Die aus Geſundheitsrückſichten gebotene Anweſenheit der letzteren mit ihren Angehörigen in dem Soolenbade Iſchl führte in jenen Jahren auch unſern Dichter regelmäßig auf einige Wochen des Spätſommers in den reizenden Badeort. Mag die ſüße Gewohnheit des

Nebeneinanderlebens, die Ungeſtörtheit des innigen Verkehres, für Augenblicke eine gewiſſe Milde und Ruhe, vielleicht auch momentan das Gefühl des Glückes in Lenau's Beziehungen zu jener Dame geflößt haben, ſo daß er in faſt heiterer Stimmung ſeine vorwurfsvolle Apoſtrophe an den regenreichen „Iſchler Himmel 1838" mit den Verſen ſchließen konnte:

„Hätte Iſchl nur dich und ſeine Seelen
Hätt' ich mit einem Fluche mich längſt empfohlen,
Doch nebſt dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!"

ſo blieb doch dieſes Verhältniß, durch ſeine Ausſichtloſigkeit und Unlösbarkeit zugleich, die ihm in den Stunden der Einſamkeit und Selbſtſchau immer wieder tief und zermalmend zu Herzen ging, der fortnagende Wurm an ſeinem Daſeyn. Einzelne Sonnenblicke glücklicherer Selbſtvergeſſenheit konnten den Quell der Leiden, der mit immer neuer Kraft wieder hervorbrach, nicht verſiegen machen und ſteigerten nur die Intenſivität des Schmerzes, die Bitterkeit des fortdauernden Seelenkampfes, welche ihn ſchon einſt an einem „ſchweren Abend" in die Verzweiflungsworte ausbrechen ließ:

„Und als ich mußte ſcheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünſcht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod." (II, 72.)

Hatte die zu dem letzten dichteriſchen Werke eingeſchlagene Studien- und Gedankenrichtung die Welt zwar mit einer großartigen dichteriſchen Schöpfung bereichert, ſo brachte ſie doch für den Dichter ſelbſt weder die Löſung ſeiner an das Buch des Lebens geſtellten Fragen, noch gewährte ſie ihm ſonſt innere Befriedigung; ſie hatte ihn nur dicht an die ſchwindelnden Abgründe der Wiſſen und Glauben ſpaltenden Kluft hingeſtellt. Ein Schritt weiter in dieſer Richtung war unmöglich; eine Umkehr, oder vielmehr eine Rückkehr auf früher eingeſchlagene Pfade blieb unvermeidlich. Wo die überſinnliche Welt die Antwort ſchuldig geblieben, wird die Sinnenwelt vielleicht verſtändlicher reden; auf dem Wege des Senſualismus iſt dem „Weltgeheimniß" vielleicht näher zu kommen. Von allen größern Dichtungen Lenau's hatte der „Fauſt" äußerlich den bedeutendſten Erfolg gehabt; wohl beſtimmte auch dieſe Rückſicht den Dichter zur Umkehr auf die dort verlaſſenen Bahnen. So erfolgte nicht inconſequent die Wahl des „Don Juan" als neueſten Gedichtſtoffes; dieſer ſollte dem ſpiritualiſtiſchen Fauſt, der noch ſeiner

ſenſualiſtiſchen Hälfte entbehrte, als gegenſätzliche Ergänzung zum dichteriſchen Abſchluſſe dienen. Die ſchon von Grabbe verſuchte Nebeneinanderſtellung der Geſtalten des Fauſt und des Don Juan erſcheint als ein bedeutſamer Fortſchritt in dem Verſtändniſſe und der Durchbildung der Fauſtſage. Lenau griff den verbindenden Gedanken wieder auf und zwar um ſo eifriger, als er dadurch eine nicht unbemerkt gebliebene Lücke ſeiner Fauſtdichtung auszufüllen hoffte. Die grobſinnlichen Scenen im Fauſt, künſtlich berechnet, kalt ausgeführt und kurz abgefertigt, wie ſie ſind, waren eher geeignet, jene Lücke hervorzuheben, als zu verdecken. Lenau's Don Juan ſollte ein denkender, feinerer Sinnenmenſch, „kein Weibern ewig nachjagendes Heißblut“ ſeyn; ihn bewege die glühende Sehnſucht „ein Weib zu finden, welches das inkarnirte Weibthum iſt und ihn alle Weiber der Erde in der Einen genießen macht.“ — Hiebei mag es als eine naturwidrige Inverſion in der Ordnung der Dinge erſcheinen, daß der jugendliche Lenau einen „Fauſt,“ der ältere reifere Mann jedoch einen „Don Juan“ dichtet; das Umgekehrte wäre jedenfalls das Naturgemäßere geweſen. Lenau aber hatte unläugbar einige Aehnlichkeiten mit einem asketiſchen Mönche; die erſte Innigkeit und Stärke des heiligen Berufes überwiegt bei jungen Novizen alles Andere; erſt älteren reiferen Mönchen wird die naturwidrige Entſagung fühlbarer und geben die ſinnlichen Anfechtungen zu ſchaffen. — Der Dichter arbeitete anfänglich mit großer Liebe und Luſt an ſeinem neuen Werke; er las den Freunden gerne Einzelnes daraus vor, z. B. die Kloſterſcene mit den zwölf weiblichen Pagen, die Waldſcene mit Catalinon u. a. Die Bedenken der Freunde, daß er wieder einen ſo oft und in allen Formen beſungenen Helden gewählt habe, beſeitigte er mit den Worten: „Mir hat beim Fauſt die große Dichtung Goethe's nicht geſchadet, es wird mir die Byrons beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter iſt wie jeder Menſch ein eigenthümliches Ich.“ Dieſes tapfere Lenau'ſche Ich ſcheute nicht die von Andern bereits ausgebeuteten Erzgruben; im Gegentheile reizte ihn gerade dieſer Umſtand zu dem Verſuche, welche Schätze die poetiſche Wünſchelruthe in ſeiner Hand noch heraufzuzaubern vermöge. Der große Eifer für dieſen, ihm eigentlich doch fremdartigen Stoff, den er ſich mehr aus künſtleriſcher Laune, denn aus wirklicher Begeiſterung, als poetiſche Aufgabe ſelbſt aufgezwungen zu haben ſcheint, erkaltete jedoch allmählig wieder. In einem Briefe an Schurz aus Stuttgart am 4. Juli 1844 taucht nachträglich das ſtoffliche Bedenken auf, „Don Juan ſey für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet.“ An Sophie ſchrieb er aus Baden-Baden am 27. Juni 1844: „fürs Erſte muß ich mir jetzt den „Don Juan“ vom Halſe ſchaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen ſolideren Helden zu

gehen.“ Solcher Mangel an Enthuſiasmus und Reſpekt für ſeinen Helden ſcheint nicht ohne Einfluß auf die ſpäteren Scenen des Gedichts, die man, im Vergleiche mit den Eingangsſcenen, von flüchtigerer Ausführung und geringerer poetiſcher Kraft finden wird, geblieben zu ſeyn. Einige wollten darin ſchon eine Abnahme der geiſtigen Zeugungskraft, die Vorboten auch des phyſiſchen Verfalls, erkennen. Der Dichter fühlte die obwaltenden Uebelſtände ſelbſt, als er aus Stuttgart am 5. Mai 1844 an die Freundin den Wunſch richtete: „Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentariſchen Scenen.“ Dieſe Stimmung ſcheint er nicht mehr gefunden, die heranrückende Kataſtrophe ihm dazu nicht die Zeit gelaſſen zu haben. Das Gedicht, welches erſt nach dem Tode des Dichters vor die Oeffentlichkeit trat,[1] war unter ſeinen Händen weder bis zum letzten künſtleriſchen Pinſelſtriche, noch bis zur äußerlichen Druckbereitſchaft gediehen. Die angeführten Aeußerungen des Dichters ſelbſt und die in dem Werke wahrnehmbaren Lücken, der Mangel der nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnder Uebergänge nebſt andern Kennzeichen ſprechen für dieſe Annahme. B. Auerbach[2] hält den vorfindigen Gedichtſchluß, den er als „einen weſentlich pathologiſchen Schluß“ bezeichnet, für ein nur „proviſoriſches Nothdach.“ Andern wird dieſer Schluß in ſo ferne ein nothwendiger ſcheinen, als er durch die ganze vom Dichter gewählte Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes bedingt wird und nur durch eine Ueberarbeitung des Ganzen beſeitigt werden konnte. Die Frage: ob der Dichter durch den Einfluß der ihm befreundeten, ſeinem Heros abholden Frauenkreiſe, ſich nicht ſpäter vielleicht doch zu einem Umguſſe oder dem gänzlichen Aufgeben des anſtößigen Helden bewogen gefunden hätte, iſt durch die eingetretene Schickſalswendung eine unfruchtbare geworden. Soviel iſt gewiß, daß er in den letzten Momenten ſeiner Verſtandesklarheit das Gedicht, ſelbſt in der jetzigen fragmentariſchen Form, ſeines Dichternamens nicht unwerth hielt, indem er den Herausgeber ausdrücklich mit deſſen Veröffentlichung betraute.

Wie ein unwiderſtehlicher innerer Zug ihn immer wieder, wenn gleich nur flüchtig, in die ſeligen Jugenderinnerungen, an den Herd des genügſamen Glückes der bisweilen ſcheinbar vergeſſenen Vertrauten ſeiner Seele führte, ſo flüchtete auch ſeine Muſe aus dem Waffengepraſſel und den Kampfesmühen ihrer großen Geiſterſchlachtgeſänge, die Rüſtung ablegend, wenigſtens auf Augenblicke, in die tiefſten ewiggrünen Waldesſchatten ihrer eigentlichen Heimath, wohin kein Laut der Tageskämpfe

[1] In „Nikolaus Lenau's dichteriſcher Nachlaß, herausgegeben von A. Grün.“ Stuttgart und Tübingen, 1851.

[2] S. deſſen: „Der letzte Sommer Lenau's Erinnerung und Betrachtung“ im „deutſchen Muſeum“ 1851, erſtes Heft

drang, wo dem lauſchenden Ohre nur die Stimmen der Natur in melodiſch-wehmüthigen Tönen vernehmbar waren, wo der Silberquell reinmenſchlicher Begeiſterung im dunkelſten, nur dem Geweihten auffindbaren Heiligthum des Haines rieſelte. Dort ſchöpfte ſie in durchſichtiger Schale die Welle der Verjüngung ſich und der Welt zur Labung. So entſtanden neben und faſt gleichzeitig mit den Orgien des Don Juan die unvergänglichen und unvergleichlichen „Waldlieder" (II, 273), der Zeit nach wohl die allerſpäteſten Hervorbringungen ſeiner lyriſchen Muſe; an melodiſchem Wohl- und Vollklang, an Neuheit und Friſche der Bilder, an träumeriſcher Weichheit und tiefer Innerlichkeit der Empfindung den beſten Gaben ſeiner lyriſchen Blüthezeit ebenbürtig. Er dichtete ſie auf ſeinen einſamen, oft vom richtigen Wege abirrenden Waldgängen nach Weidling, wo ſeine Schweſter damals wohnte; die einfache Naturgewalt in ihrer Lieblichkeit hatte die Macht über ihn noch nicht verloren. Dieſe Waldlieder ſind ein ſchönes Ausklingen ſeiner Lyra, feierlich und beruhigend wie ſommerabendlicher Glockenklang.

Wir treten nun an das verhängnißvollſte Lebensjahr unſeres Dichters. In den Scenen, die dem Leſer vorzuführen ſind, haben noch Lebende mitgewirkt; ſchonende Umſicht und Rückſichten der zarteſten Art bleiben dem Biographen daher in mannigfacher Richtung auferlegt. Andrerſeits ſind ohne unſer Zuthun bereits ſo vielfache Mittheilungen und partielle Enthüllungen vor die Oeffentlichkeit getreten, Perſönlichkeiten ſind erkennbar gezeichnet, ſogar Namen ſind genannt, fragmentariſche Winke und Andeutungen ſind gegeben und von dem zum Eindringen in dunklere oder räthſelhafte Lebenswindungen ohnedieß ſehr aufgelegten Theile des Publikums weiter ausgebeutet und bis an die Abwege irrthümlicher oder abſichtlicher Entſtellung verfolgt worden, daß es ſofort ein unentſchuldbares Verſäumniß wäre, über jene Scenen mit verſchleierndem Stillſchweigen oder halbenthüllenden Worten hinweggleiten zu wollen; im Gegentheile iſt es jetzt unſere Pflicht, die irrende Mißdeutung nach beſtem Wiſſen und Vermögen durch Klarheit und Verſtändlichkeit auf die rechten Bahnen zu weiſen.

Niembſch war Ende März 1844 wieder nach Stuttgart gereist, wo er im wirthlichen Hauſe ſeiner gewöhnlichen Gaſtfreunde, wie immer, freundliche Aufnahme und Herberge fand. Nebſt der Beſorgung der ſiebenten Auflage ſeiner „Gedichte," dann der zweiten des „Savonarola" und der „Albigenſer" beſchäftigte ihn dort die weitere Durch- und Ausführung ſeiner Don-Juan-Dichtung. In Geſellſchaft ſeiner edeln, der Stärkung ihrer Geſundheit bedürftigen Wirthe ging er Anfangs Juli nach Lichtenthal nächſt Baden-Baden, zunächſt in der dankbaren Abſicht, jenen dort ein hülfreicher Pfleger und anregender Geſellſchafter zu bleiben.

Schneller jedoch als man es ſelbſt von dem ſo Wandelbaren erwarten konnte, vertauſchte er das ſtille Lichtenthal mit dem geräuſchvolleren Baden. Anlaß zu dieſer raſchen Ueberſiedelung gab ihm wohl einerſeits die Beſorgniß, jener ſchönen Aufgabe durch öftere eigene Verſtimmungen nicht immer gewachſen zu ſeyn, andrerſeits auch das Bedürfniß, dem lebhafteren Verkehre und den mannigfaltigen, beſonders muſikaliſchen, Genüſſen des eleganten buntwogigen Badelebens, im Umgange mit dort wiedergefundenen Freunden, darunter vornehmlich Berthold Auerbach, zu eigener körperlicher und geiſtiger Erfriſchung, allenfalls auch zu weiteren Don-Juan-Studien in unmittelbare Nähe zu rücken. Hier wurde er durch die Nachricht von dem im Wildbade erfolgten plötzlichen Tode ſeines geliebten Freundes des Grafen Alexander v. Württemberg überraſcht und auf's Tiefſte erſchüttert. Aber faſt nicht minder überraſchend und erſchütternd wirkte auf die entfernten Freunde in Oeſterreich die ihnen kurz darauf und zwar zuerſt durch die Augsburger Allgemeine Zeitung zugekommene Nachricht von der mittlerweile ſtattgefundenen Verlobung des Dichters. Was ſonſt eine Freudenbotſchaft zu ſeyn pflegt, hatte damals für mehrere der dem Dichter am nächſten ſtehenden Freunde etwas wehmüthig Beklemmendes, wie eine unerwartete Unglückskunde. Die Stärke der Bande, welche ihn anderweitig feſſelten, war nicht unbekannt, ebenſo ſein oft wiederholter Ausſpruch: „die Ehe iſt ein unnatürliches und ſomit unmoraliſches Inſtitut;" zudem hatte ſein in ſich phantaſtiſch abgeſchloſſenes Studien- und Junggeſellenleben voll abnormer Gewohnheiten und Bedürfniſſe durch die langjährige Uebung ſich in ſolch ſchroffe Härte und eckige Eigenthümlichkeit kryſtalliſirt, daß es unmöglich ſchien, es jetzt im dreiundvierzigſten Lebensjahre des Dichters plötzlich in die nüchternen Formen eines regelrechten Haushaltes, wenn dieſer auch das höchſte Glück zu umſchließen verſprach, einzufügen.

Lenau hatte zuerſt am Gaſthofstiſche zu Baden ein Mädchen geſehen, deſſen jungfräuliche Anmuth gleich bei der erſten Begegnung ſein Auge und Herz wohlgefällig beſtach, deſſen nähere ſofort angeknüpfte Bekanntſchaft aber eine mächtige Wendung ſeiner Lebensgeſchicke zur Folge hatte. Es war ein Fräulein aus Frankfurt a. M., Namens Marie B . . . . . Die Einfachheit und Anſpruchloſigkeit dieſer, wie Lenau ſelbſt ſie nannte, „ächtdeutſchen Jungfrau," die madonnenhafte Lieblichkeit und Demuth, welche das ungeahnte Glück eines ſolchen Bewerbers weder ſuchte noch ausbeutete, aber in beſeligtem Gemüthe tief und treu nachempfand, der Liebreiz ihrer von wahrer Weiblichkeit und Bildung zeugenden Umgangsformen übten auf des Dichters Herz einen immer ſtärkeren nachhaltigen Zauber. Sie war „ſchön bis in's Herz," wie Lenau in den ihr überreichten Band ſeiner Gedichte

eingeſchrieben hat. Ihre Jugend war der Pflege eines kranken Vaters gewidmet geweſen. Das Bedürfniß glücklich Liebender nach Mittheilung ergriff auch unſern Dichter; Berthold Auerbach, welcher der Vertraute ſeiner Liebe wurde, hat uns dieß ſein letztes Zuſammenſeyn mit Lenau in geiſtreich und herzlich eingehender Weiſe geſchildert. Der Mann, deſſen Geiſt und Wort ſonſt ſo geſtaltungsreich war, fand, wie der einfachſte Bauernburſche, für all ſeine Seligkeit nur den immer wiederholten Ausdruck: „Bruder, das iſt ein Mädel!“ Dagegen ergänzte Muſik in ihrer bildſamen Fülle das karge Wort der Lippen; ganze Nächte hindurch hörten die Lauſcher das meiſterhafte Spiel ſeiner Geige, deren Modulationen oft in weicher Schwermuth, oft in ſchaurigem Aufjauchzen ſein mächtiges Gefühl ausgeſprochen haben mochten. Die ängſtliche Beſorgniß, daß ſeine Liebe unerwiedert geblieben, erwies ſich bald als eine ungegründete. Eine Reiſe nach Rippoldsau und dann nach Frankfurt brachte ihm auch die Zuſtimmung der Verwandten zu ſeiner Bewerbung. Die ſein künftiges Lebensglück beſiegelnde Verbindung ſollte möglichſt bald ſtattfinden. Haushälteriſche Einrichtungen wurden mit den Freunden beſprochen, Projekte über die Wahl des künftigen Aufenthaltsortes — zunächſt Baden oder Heidelberg, ſpäter Wien — wurden erörtert, Vorſätze einer werdenden „Muſterehe“ wurden gefaßt. Der glückliche Bräutigam lebte ganz in ſeinem Liebesglücke; nur einzelne Briefe, die haſtig nach Wien geſchrieben wurden, zogen als flüchtige Wolken raſch und ſcheinbar wirkungslos an dieſem Liebeshimmel vorüber. Es waren ſelige, aber ſchnell enteilende Augenblicke einer tragiſchen Selbſtvergeſſenheit! — Raſche, plötzlich überſtürzende Entſchlüſſe ſind gar oft nur Aeußerung und Wirkung jener thatlos hindämmernden Lethargie, welche, mit Grauen gewahr werdend, daß eine wichtige Lebensſtunde ſpurlos verträumt ſey, ſich plötzlich in verzweifeltem Entſchluſſe aufrafft, das Verlorene und Verſäumte noch einzuholen und feſtzuhalten. Aehnliches begab ſich mit unſerem Dichter. Obſchon er längſt gerne hätte

„Ein holdes Weib als Braut umſchlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geſchwungen“

(„Der Pechvogel“ II, 245)

ſo glaubte er doch ſchon ſeit Jahren ſolches Lebensglück „verpaßt,“ er fühlte ſeine Geiſtes- und Körperkraft „mit beſchleunigter Geſchwindigkeit holpernd und ſtürzend thalab“ gehen; im eigenen Familienkreiſe waren ihm die lebendigen „Zeiger“ (II, 123) eine wehmüthige Mahnung ſeiner Tagesneige geworden. Beim Anblick der holdſeligen Jungfrau ſcheint ihn die Sehnſucht nach jenem Lebensglücke, das Grauen vor der Verlaſſenheit einſamer Lebensabende ſo mächtig und bewältigend erfaßt zu

haben, daß er aus ſeiner träumeriſchen Unentſchloſſenheit plötzlich in verzweifelter Anſtrengung auffuhr, ein bereits aufgegebenes Glücksloos vielleicht doch noch feſtzuhalten. Es war zu ſpät für ihn! Er hatte vergeſſen, daß er über ein Leben, das er bereits an ein fremdes Daſeyn ganz hingegeben, nicht mehr zu verfügen habe; er konnte nur ein arglos vertrauendes, ſchuldloſes Weſen mit ſich in die Wirbel und Tiefen einer dunkeln Lebensſtrömung hinabziehen.

Bald trat der Ernſt des Lebens mit ſeinen praktiſchen Fragen, Anforderungen und Bedingungen vor den Blick des Dichters. Lenau's Braut war, wie ſich bald zeigte, in unverſchuldetem Widerſpruch mit der Vorausſetzung des Bräutigams, obſchon keineswegs unbemittelt, ſo doch nicht im Beſitz eines Vermögens, welches eine ausreichende Beiſteuer für den Unterhalt einer Familie zu ſichern vermochte. In überſtürzender Haſt war Lenau Anfangs Auguſt zu Baron Cotta nach Dotternhauſen geeilt und hatte dieſen faſt gegen deſſen Willen zum Abſchluſſe eines Vertrages gedrängt, laut welchem der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung gegen eine in mehreren Jahresraten fällige Pauſchalſumme (20,000 fl. R. W.) der Geſammtverlag aller bisher erſchienenen Lenau'ſchen Schriften überlaſſen wurde. Der Dichter fühlte ſich als Kapitaliſt und richtete nachträglich noch einen Brief voll Dankes an den Freiherrn v. Cotta; erſt ſpäter in Wien wurde er auf den Umſtand, daß, da keine Verzinſung des Kapitals bedungen ſey, er zunächſt einer regelmäßigen Rente entbehre, von beſſern Rechnern aufmerkſam gemacht. „Berauſcht von Liebesglück," ſehr freundlich und mittheilſam weilte er hierauf kurze Zeit in Stuttgart im Hauſe ſeiner alten Gaſtfreunde; doch entging ſeine damalige Exaltation dem aufmerkſamen Blicke Emiliens Reinbeck nicht; ſie fand ihn „nicht ganz zurechnungsfähig in dieſem aufgeregten Zuſtande." Der abermals vernachläſſigte und darum etwas verſtimmte Kerner freute ſich aufrichtig über die Verlobung des Freundes, von der er hoffte, ſie werde dieſem „wieder Wärme in's Herz geben" (Brief an K. Mayer vom 20. Aug. 1844); aber in prophetiſchem Vorgefühl hatte er in ähnlicher Verſtimmung vor einem Decennium (Brief an denſelben v. 12. Dec. 1834) ausgerufen: „Gott ſey mit ihm und dem Ende ſeines Lebens, vor welchem keiner glücklich zu nennen iſt." — Am 5. Auguſt ging Lenau von Stuttgart nach Wien ab. Seine Freunde fanden ihn in überreizter ungleicher Stimmung, bald mild, bald heftig; bald faſt ausgelaſſen heiter, bald von erſchreckender Niedergeſchlagenheit. Die ungewohnte Heiterkeit verurſachte ſeiner Schweſter Thereſe ſchon damals heimliches Bangen. Sein körperliches Ausſehen war nicht beruhigender; die erhöhte Geſichtsfarbe ſchien das Symptom eines ſchon fiebernden Blutes. Er klagte über Beängſtigung durch die wahnſinnigſten Träume, über Ermattung durch nächtliche Schweiße.

Es ſey etwas im Organismus, das herauswolle, äußerte er gegen Frankl, die Poren ſeyen aber zu klein für die Krankheit. Niembſch wohnte damals in dem Dorfe Lainz bei Wien, dem Sommeraufenthalte der Familie ſeiner vieljährigen Herzensfreundin. Hier, Aug' in Auge gegenübergeſtellt einem geiſtigen Daſeyn, welches er ſeit Jahren ganz erfüllte, weil es auch das ſeinige ganz von ſich erfüllt glauben mußte, rächten ſich auf's Furchtbarſte jene Augenblicke blinder Selbſtvergeſſenheit. Niembſch, dem Wahrheit, die ganze volle Wahrheit immer höchſte ſittliche Lebensaufgabe war, konnte die bereits brieflich angebahnte Enthüllung ſeiner ferneren Lebenspläne nicht mehr zurückhalten. Das einſchneidende Wort in ſeiner ganzen herben Nacktheit ward ausgeſprochen. Es kam zu Erklärungen, Erörterungen, in denen die liebevollſte beſorgteſte Theilnahme für das künftige Loos des Freundes mit den vorwurfsvollen Ausbrüchen eines gekränkten blutenden Herzens wechſelte. Das geſprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Vertheidigung und Widerſtand reizte; die innern Kämpfe der einſamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folterndſten grauſamſten ſeyn. Der Dichter hatte ſeine eigene und die Kraft ſeiner Freundin nicht erwogen oder überſchätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolgloſe Anſtrengung zu der geforderten unmöglichen Entſagung, dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnſinnig werden!“

Nicht durch die unwiderſtehliche Macht eines einzigen bewältigenden Augenblickes, ſondern allmählig und langſam, durch die ſüße Macht der Angewöhnung, durch die befriedigte Sehnſucht nach dem Verkehre mit einer als verwandt erkannten Seele, durch das ſich immer inniger aufſchließende gegenſeitige Verſtändniß iſt des Dichters Herz der anmuthigen, durch Bildung und Kunſtſinn, dichteriſche Anlage und überaus klaren Verſtand ausgezeichneten Frau unlösbar zugefallen. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher, hoffnungsreicher Kinder; Gründe genug für beide, wird man ſagen, der Annäherung und erwachenden Neigung mit klarem Einblick und feſtem Entſchluſſe Einhalt zu thun. Es ſteht uns nicht zu, entſcheiden zu wollen, welcher Antheil von Verſchuldung jedem der beiden Theile zur Laſt falle; wir dürfen eben ſo wenig anklagen, als wir zu entſchuldigen vermögen. Die Erklärung davon, daß die Kraft Lenau's in dem von ſeinem ſtarken ſittlichen Gefühle gebotenen Kampfe unterlegen, wird wohl nur darin zu ſuchen ſeyn, daß er, ein Kind träumeriſchen Gewohnheitslebens, den Kampf erſt begonnen hat, als es ſchon zu ſpät und der Erfolg bereits ein hoffnungsloſer war. Es darf hiebei nicht überſehen werden, daß, wie

Gutzkow[1] über ein ähnliches Verhältniß ſo treffend bemerkt, gerade Jene, „welche mit der Welt in Hader leben, das Bedürfniß, einen felſenfeſten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Geſinnungen zweifelhaften Geſellſchaft zu haben, nur um ſo dringender empfinden.“ So wuchs dieſe Neigung unmerklich zu jener intenſiven Macht, deren die Gefühlsſtärke des Dichters nur immer fähig war. Dieſes Band war, weil es mit und trotz dem Bewußtſeyn der Ausſichtsloſigkeit nur noch enger geknüpft wurde, um ſo unauflösbarer geworden, wie ein zwingendes Verhängniß, dem nimmer zu entgehen iſt. Er ſelbſt erklärte dieſe Frau nicht nur für ihm ebenbürtig, ſondern ſogar für geiſtig überlegen, „für die geiſtig höchſte in Deutſchland.“ Viele der ſchönſten ſeiner Gedichte ſind den Beziehungen zu ihr gewidmet; wir nennen als ſolche: „An *“ (II, 71), „Der ſchwere Abend“ (II, 72), „Traurige Wege“ (II, 73), „Einſamkeit“ (II, 75), „Wunſch“ (II, 76), „Meine Furcht“ (II, 80), „Wunſch“ (II, 82), „An den Wind“ (II, 85), „An *“ (II. 98), „Frage nicht“ (II, 92), „Zueignung“ (II, 111), „Tod der Trennung“ (II, 132), „An eine Freundin“ (II, 178), „Thränenpflege“ (II, 181), „Die Blumenmalerin“ (II, 188), „Erinnerung“ (II, 202). Mag ihn die Hoffnungsloſigkeit einſt auch zu dem düſtern Todeswunſche für beide vermocht haben, ſo konnte er doch erhoben, geſtärkt und beſeligt durch ſolchen Seelenaustauſch in milderer Stimmung dankbar ſingen:

„Von allen, die den Sänger lieben,
. . . . . .
Hat Niemand mich wie Du verſtanden.“

„Das Liebſte, was ich mag erbeuten,
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Iſt mir ein Wort, daß ſie dich freuten,
Ein ſtummer Blick, daß ſie dich rührten.

Und ſollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der ſchönen Blume
Nur, Freundin, dir den Buſen ſchmücken.“

(„Zueignung.“ II, 111.)

Faſt willenlos fügt ſich der ſonſt ſo ſtolze Geiſt den Anordnungen und Entſcheidungen ihrer ſiegenden Verſtandesklarheit und wenn er Widerſpruch leiſtet, ſo geſchieht es in der Art eines rebelliſchen Kindes, das ſich zwar ſträubt, aber endlich

[1] S. „Börne's Leben“ in K. Gutzkow's geſammelten Werken, Frankfurt a. M. 1845, Bd. IV, S. 142.

doch gehorcht. Wenn eine ſolche Verbindung getrennt werden ſoll, ſo kann es nicht ohne Kampf und Widerſtand, nicht ohne krampfhafte Anklammerung an dieſen theuerſten Beſitz, es kann nur mit einem Riſſe durch die Herzen geſchehen; ſie brachen und verbluteten beide, nur jedes in ſeiner eigenen Weiſe.

Am 15. September 1844 verließ Niembſch mittelſt des Dampfſchiffes die Reſidenzſtadt, um ſich über Regensburg nach Frankfurt zu ſeiner Hochzeit zu begeben. Die Freunde ſahen ihn mit Kummer ſcheiden. Im Beginne der Fahrt war in Vergegenwärtigung ſeiner letzten Erlebniſſe und Stimmungen das wehmüthig beruhigende Lied: „Blick in den Strom“ (Nachlaß, IV. S. 355), das vorletzte, das Lenau gedichtet, entſtanden. Bei der ſchmalen, gewöhnlich nur für ein Schiff fahrbaren Paſſage des ſogenannten Strudels begab es ſich, daß durch Verſäumniß des Stromwächters, welcher die Warnungsfahne nicht aufgeſteckt hatte, ein ſchwerfälliges, mit Granitſteinen beladenes Fahrzeug durch das von Felſen eingeengte Flußbett in demſelben Augenblicke ſtromabwärts fuhr, in welchem der Dampfer ſich mühſam durch die Stromſchnellen hinaufarbeitete. Mit Todesangſt erwarteten die Reiſenden den furchtbaren Moment des Zuſammenſtoßes; kaum eine Handbreit Raumes trennte die glücklich an einander vorbeiſchießenden Schiffe. In der Nähe von Linz endlich ſaß das Dampfboot auf einer Sandbank feſt und konnte nur durch die vereinten Anſtrengungen der Schiffsmannſchaft und Paſſagiere, unter denen Niembſch wacker und faſt bis zur Erſchöpfung mitarbeitete, wieder flott gemacht werden. „Wenn die Sandbank nur nicht auf mein eigenes Glück deutet,“ ſchrieb er mit Bezug darauf an ſeine Braut. Eine empfindliche Durchnäſſung und Erkältung war die nächſte Folge dieſes Unfalls. In Linz änderte er plötzlich ſeinen Kurs, indem er, die Donaureiſe aufgebend, über München nach Stuttgart eilte, um dort die Verzinſung des erwähnten Abfindungskapitals zu erwirken. Die Abweſenheit eines der Miteigenthümer der Buchhandlung vereitelte jedoch vorläufig ſeine Abſicht. Einem älteren Bekannten, dem Cooperator Jockell in Salzburg, der den Dichter dort auf der Durchreiſe ſah, war deſſen bedenklich geſteigerte Exaltation ganz beſonders auffällig geweſen.

Leidend, nervös und geiſtig aufgeregt, in qualvoller Unruhe weilte Niembſch ſeit 20. September in Stuttgart. Nagende Sorgen für ſeine und der erwählten Braut künftige Exiſtenz ſcheinen ihn ununterbrochen verfolgt zu haben; es fanden ſich ſpäter unter ſeinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern beſäet, auf denen er ſeine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung ſtanden Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September Morgens mit ſeinen gaſtlichen Wirthen beim Kaffeetiſche ſaß und die Schwierigkeiten ſeiner Lage

beſprach, ergriff ihn die Vorſtellung davon ſo heftig, daß er plötzlich mit einem Aufſchrei, die Taſſe von ſich ſtoßend, in der leidenſchaftlichſten Gemüthsaufregung emporſprang; in demſelben Augenblicke fühlte er einen Riß durch ſein Geſicht; er ſtürzte zum Spiegel: eine Geſichtslähmung hatte ihn betroffen; der linke Mundwinkel war verzerrt in die Höhe gezogen, die ganze Wange ſtarr und fühllos, das Auge zwar beweglich, aber verglast und ſtier. Die moraliſche Wirkung dieſes Unfalls mitten unter den Vorbereitungen zu ſeiner Vermählung war eine noch traurigere, ſchier zermalmende. Er fühlte ſein Glück und alle Möglichkeit dazu für immer zerſtört; Selbſtanklagen und Vorwürfe folgten: „ſein ganzes Unglück ſey ein verfehltes Rechenexempel;" — „er hätte nie wieder daran denken ſollen, ſich ein Glück zu gründen, das ihm hienieden verſagt ſey!" u. ſ. w. Sein mediciniſches Wiſſen ließ ihn nicht verkennen, daß ein Nervenſchlaganfall ſtattgefunden habe. Obſchon die Geſichtslähmung ſich nach 14 Tagen allmählig verlor, hielt er ſich ſelbſt doch für einen vom Tode Bezeichneten: der Tod habe die Axt an ihn gelegt, wie der Förſter die zum Fällen beſtimmten Bäume bezeichnet. Verzweifelnder Zwieſpalt tobte in ſeinem Gemüthe; er dachte mit Kummer und Schrecken an jene Frau, die er in Wien verlaſſen, und in welcher Gemüthsſtimmung! — er bemitleidete ſeine arme Braut, „deren ſchönen Augen er keine Thränen, deren liebem Munde er nur Lächeln bringen wollte." Zuweilen brach er in das bitterſte Weinen aus. In den ſeltenen ruhigern Augenblicken war er mittheilend, geſprächig, mitunter in kindiſcher, dann aber wieder in völlig geiſtesklarer Weiſe, las Gedichte, eigene und fremde, erzählte von Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief ſeiner Braut mit Freuden im Kreiſe ſeiner edlen Wirthe, die in dieſen und den ſpäteren Tagen ein wahres Freundſchafts-Martyrium durchzuleben, das höchſte Opfer der Liebe zu bringen hatten. Plötzlich machte ſich dann wieder die Reiſeluſt geltend: er wollte fort nach Iſchl, nach Wien, nach Mödling, wo er ein dem Herrn v. Bayer (Rupertus) gehöriges Landhaus anzukaufen beabſichtigt hatte. Aber auch Briefe aus Wien von jener dem Dichter ſo theuren Frauenhand waren eingetroffen und hatten neuen Gährungsſtoff in die Abgründe ſeiner ſtürmenden Bruſt geworfen; die Briefe ſelbſt hat der Dichter in einer der furchtbarſten, angſtvollſten Nächte mit vielen andern ſeiner Papiere im Waſchbecken verbrannt. Mag ihr Inhalt voll grenzen- vielleicht nicht ganz ſelbſtſuchtloſer Liebe wirklich ſo unvorſichtig und ſchonungslos aufregend, oder, wie es wahrſcheinlicher iſt, nur geeignet geweſen ſeyn, einer ſchon krankhaften Phantaſie die grellſte Deutung zu entlocken, Thatſache bleibt es, daß ſie die allertiefſte Wirkung auf den Kranken hervorbrachten. In jener Nacht: (es war die vom 10. auf den 11. Oktober) ſcheint

der erſte Anfall wirklicher Tobſucht eingetreten zu ſeyn. Verzweiflung und Selbſtmordsgedanken bemächtigten ſich ſeiner; er ſchlug mit den Fäuſten gegen ſich und Andere und blieb ſchlaflos in ſtürmiſcher Unruhe. Am Morgen brachte er die Erlebniſſe und Enthüllungen dieſer Nacht zu Papier, vertilgte aber auf Anrathen des Arztes den Aufſatz wieder, da deſſen Vorleſen ihn und Andere zu ſehr ergriff. In der Nacht vor dem 16. Oktober um 2 Uhr trat er plötzlich in Reinbecks Stube und ſtürmte die ganze Nacht hin und wieder. Am Morgen griff er zur Violine, ſpielte wundervoll ſchön, vorzüglich ſteiriſche Ländler, tanzte dazu, erhitzte ſich aber dabei ſo, daß er wüthend in den Boden ſtampfte und das Haus erſchütterte. „Mein Guarnerius hat ein Wunder gewirkt!“ rief er aus, indem er ſich vollkommen geneſen glaubte. Er verfaßte darüber einen Bericht an die Allgemeine Zeitung, den er ſelbſt zur Poſt trug; mit namenloſer Mühe brachte Guſtav Pfizer ihn wieder nach Hauſe. Am 18. Oktober ergriff den Kranken Todesſehnſucht; weißangezogen legte er ſich hin, mit gefalteten Händen, den Tod zu erwarten. Auch ſein Teſtament verfaßte er an dieſem Tage, änderte und zerriß es aber wieder. Als der Tod ihm zu lange ausblieb, begehrte er Gift, Blauſäure; endlich machte er ſogar den Verſuch, ſich mit einem Taſchentuche zu erdroſſeln. „Mein Leben iſt ein Unſinn“ hatte er geſagt, „was hab' ich gethan? nur ein paar ſchöne Gedichte gemacht.“ Am 19. verordneten die Aerzte — Dr. Ludwig und Dr. Schelling leiſteten dem Kranken ihre Hülfe — einen Aderlaß. Niembſch hatte Freude an ſeinem Blute, das ſo kräftig hervorquelle; „wie ein Alpenquell!“ ſagte er, „nicht wahr es iſt ganz geſundes Blut?“ Und als der Barbier dieß bejahte mit dem Beifügen, es ſehe aus wie „von einem gehetzten Hirſche“ gefiel dieß dem Kranken ſehr und er wiederholte: „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirſch.“ Am 20. entſprang er, während der Wärter das geforderte Glas Waſſer holte, unangekleidet durch's Fenſter ſeiner Parterrewohnung mit dem Rufe: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ Er ward, nachdem er etwa hundert Schritte weit in der Straße gelaufen, wieder ergriffen und zurückgebracht. Abends und Nachts ſchrie er ſo laut und ſchauerlich, daß die Leute auf der Gaſſe vor dem Fenſter ſtehen blieben: „Auf! Auf! Lenau! Lenau!“ Seine duldende Pflegerin nannte er — Giftmiſcherin. Als ihn die Wärter zu beruhigen und zu bewältigen bemüht waren, drohte er den Schwaben, die ihn ſo mißhandelten, mit Oeſterreichs Rache; ruhiger geworden, las er ihnen, weil eben kein Buch da war, wohl zehnmal ſeinen öſterreichiſchen Paß vor. Einem Wärter zeigte er ſeine beiden Füße und ſagte: „der eine gehöre nach Wien, der andere nach Frankfurt.“ Auch gebetet ſoll er haben in rührender Weiſe. Einmal hatte er in erſchütterndem Tone ausgerufen: „Jeſus Maria, wahnſinnig,

wahnſinnig!“ Aber auch noch in dieſem Zuſtande übte er ſelbſt auf rohere Naturen jenen oftenerwähnten Zauber der Unwiderſtehlichkeit; einer der Wärter, ein gemeiner Soldat, erzählte, er habe dem Kranken, um ihn zu halten, immer erſt ein Tuch um das Handgelenk geſchlagen, man thue ſonſt ſeinen feinen Knochen zu weh. Mittlerweile war auch Lenau's Braut mit ihrer Mutter in Stuttgart angekommen. Gramgebrochen weilte ſie in ſeiner Nähe, ohne ihn ſehen zu dürfen; die Aerzte fürchteten ſeine Erregung. Nur 18 Tage hatte er ſie gekannt. Alle, welche die Braut ſahen, fanden ſie voll Anmuth und Sanftheit, eine ganz weibliche Erſcheinung.

In Folge einer ärztlichen Berathung, zu welcher auch der Director der k. Heilanſtalt für Geiſteskranke zu Winnenthal, Hofrath Dr. Zeller beigezogen worden war, fand am 22. Oktober die Ueberſiedelung des Kranken nach der genannten Heilanſtalt ſtatt. Guſtav Pfizer, der edle aufopfernde Freund, gab ihm dahin das ſorgliche Geleite. Nach Dr. Zellers Anordnung ſollte es dem Kranken durchaus nicht verheimlicht werden, wohin er geführt werde; nur durch Wahrheit könne man hoffen die Täuſchungen des Wahnes zu beſiegen und zu heilen. — Die Kunde, daß Deutſchlands großer lyriſcher Dichter den finſtern Mächten des Wahnſinns verfallen, flog nach allen Richtungen grauenerregend, ſchmerzergreifend, erſchütternd! Von allen Seiten kamen Zeichen der innigſten und wärmſten Theilnahme, der liebevollſten Beſorgniſſe, der edelſten und zarteſten Anerbietungen.

In Leben und Schriften unſeres Dichters finden ſich Spuren, daß der dunkle Fittig des unheimlichen Wahndämons, der ihn ſelbſt nun bewältigte, ſchon längſt und oft darüber hingeſtrichen. Begegnungen, Hindeutungen, Vorahnungen mancher Art weiſen darauf hin:

— — — „die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.“

In faſt vorbildlicher Erſcheinung hatten in Tübingen der Dichter Hölderlin, in Weinsberg als Patient Kerners der ehemalige Oberjuſtizrath Hermann Gmelin, beides Irre von einſtiger hoher Geiſtesbegabung, ſeine Lebenskreiſe berührt. Merkwürdig bleibt die geheimnißvolle Magie, welche das Reich des Wahnes bald in anziehender, bald in abſtoßender Kraft auf unſern Dichter geübt hat. Auf der einen Seite die Ausmalung der Wahnſinnsſcenen in der „Waldkapelle“, um ſo bedeutſamer als ſie nicht ohne Beziehung auf ſeine eigene erſte Liebe ſeyn mag, dann in den „Marionetten“ und Anderes in ſeinen Gedichten (z. B. „Frage“, „Einſamkeit“, „Traumgewalten“); die bereits angezogenen Stellen in ſeinen Briefen; ſelbſt ſeine Träume, in deren einem ihm Emilie Reinbeck als Wahnſinnige

grauenerregend erſchien, dann ein anderer bedeutungsbanger, den er Kernern und dieſer (in Magikon, IV. Jahrg.) der Leſewelt mittheilte. Hierher gehört auch das frevelhaft unheimliche Spiel, das er ſelber mit dem Irrſinn trieb, indem er z. B. einmal die Magd einer Verwandten durch gräuliche Grimaſſen zu der Beſorgniß: der Herr v. Niembſch ſey närriſch geworden, ein andermal ein paar ihm widerwärtig geſchwätzige Damen im Eilwagen durch ſimulirten Wahnſinn zu entſetzenvollem Schweigen erſchreckte. — Auf der andern Seite die auffallende conſtante Scheu, womit er ſich ſträubte, das Haus ſeines guten Freundes Dr. Görgen, Vorſtehers der bekannten Irrenheilanſtalt zu Döbling, zu betreten, indem er wiederholte Einladungen mit den Worten ablehnte: „Ihr bekommt mich ja ohnedieß einmal noch hinein!“ Dieß alles ſind nicht zu übergehende Momente der Vorgeſchichte ſeiner geiſtigen Erkrankung. An Kerner hatte er einſt geſchrieben: „Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Neſt voll junger Geſpenſter in mir herum: wenn das Neſt einmal ausfliegt und um mich herumſchwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuſe um den hohlen Eichbaum, worin ſie den Winter über geſteckt, ja, ja, das iſt eine curioſe Geſchichte!“ — Die grundurſächlichen Bedingungen dieſer Krankheit müſſen aus der ganzen Lebensgeſchichte des Dichters zuſammengereiht werden, ſie haben ſich in den letzten Erlebniſſen nur zur höchſten Potenz geſteigert; ihre Keime aufzuſuchen muß man bis in die erſten Kindesjahre, ja bis auf die Eltern zurückgehen. Da es im Laufe dieſer Lebensſkizze unſer Bemühen war, bei jeder auf die Kataſtrophe Einfluß nehmenden Vorkommenheit dieſen Zuſammenhang hervorzuheben, wird uns die Aufmerkſamkeit des Leſers füglich deren Recapitulation erſparen. Wir tragen nur nach, daß, nebſt dem bereits erwähnten Skorbut der Seereiſe, eine in früherer Zeit vorausgegangene acute Herzentzündung nicht ganz ohne Nachwehen geblieben war, und daß die unnatürlich verkehrte Tagesordnung des Dichters, welcher die Nacht ſeinen Studien und geiſtigen Schöpfungen, einen Theil des Tages aber dem Schlafe widmete, ſeine Vorliebe für den ſtärkſten Kaffee, gewürzhafte Speiſen und feurigen Wein, der faſt unausgeſetzte Genuß narkotiſcher Rauchtabaks- und Cigarrenſorten, allmählig auch in phyſiſcher Beziehung jene Herabſtimmung in einem urſprünglich nicht ſchwächlichen, aber äußerſt reizbaren Organismus herbeiführen mußten, zu deſſen Erſchöpfung die unter ſtürmiſcher Gemüthsaufregung fortgeſetzten Reiſebeſchwerlichkeiten nicht unweſentlich mitwirkten. Es iſt eine bekannte Wahrnehmung, daß einem ſchon leidenden Körper die geringſte Verletzung tödtlich werden kann, indem ſich alle latenten Krankheitsſtoffe auf dieſe ablagern. Durch einen ähnlichen Proceß mag jetzt auf die Seele des Dichters, welcher durch das niederdrückende Bewußtſeyn des erlittenen Nervenſchlags eine gefährliche Wunde

beigebracht war, alles eingeſtürmt ſeyn, woran ſie ſchon früher krankte. Durch das thatloſe Hindämmern und träumeriſche In-ſich-leben hatte ſich allgemach eine Maſſe von einzelnen Verwickelungen angehäuft, die nun plötzlich alle zugleich und mit vereinter Macht über ihn hereinbrachen; die bittere Sorge um das tägliche Brod, die trotz aller Erfolge unbefriedigte Ruhmſucht, die Losreißung von einem Herzen, das bisher ſein ganzes Seyn erfüllte; die Angſt, dieſes geliebte Weſen dadurch vielleicht zu Verzweiflung und Selbſtmord zu treiben; die Schmach, eine edle, ihm verlobte Jungfrau zu verlaſſen, oder, wenn er ſie nicht verließ, der Gram, ihr nur Sorgen und Entbehrungen zu bieten! Jenes Hinbrüten war kein unwürdiges, kein gedankenloſes geweſen; im Gegentheil, Lenau's Seele arbeitete immerfort; die ganze Welt des Zweifels beſchwor er herauf, ſein Scharfſinn „ein unglückſeliger Spürhund" jagte ihm, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „das melancholiſche Sumpfgeflügel" aus den Verſtecken; Gründe und Gegengründe, Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten, Ahnungen und Erinnerungen bekämpften und verdrängten ſich, meiſt reſultatlos. Niemand war in der Gedankenwelt ſo thätig und zugleich im äußern Leben ſo willen- und thatenlos wie Lenau; er handelte nie, er litt nur immer. Das mußte ihn aber bei der Weichheit ſeines Gefühls und dieſem unermüdlichen Scharfſinne, der mit der brennenden Leuchte einer beweglichen, alles durchdringenden Phantaſie immer neue Stoffe beimbrachte, um jenes zu ſpannen, zu foltern und zu verletzen, tief angreifen und endlich aufreiben. So ward eine unter andern Umſtänden vielleicht minder bedenkliche Krankheitserſcheinung Anlaß zur Zerſtörung eines ſtolzen geiſtesmächtigen Daſeyns. Seinen befreundeten Pflegern hat der Kranke in jenen ſtürmiſchen Nächten manches Bekenntniß abgelegt; faſt mit dem Ausdrucke des Haſſes trug er ihnen die Vernichtung eines daguerreotypirten Frauenbildniſſes auf, das er aus Wien mitgebracht; dann bat er wieder um Schonung: „ſie habe zwölf Jahre ſein Lebensglück gemacht"; ein andermal beklagte er: „ich habe das Talent noch über das Sittengeſetz geſtellt und das iſt doch das höchſte, — auch Sie hat das Sittengeſetz nicht genug erhoben." — Einem jener aus Wien damals eingelaufenen Briefe entnehmen wir das nachfolgende Fragment, weil ſich in dem darin gezeichneten Dichterbilde Lenau's zugleich das eigene Seelenbild der geiſtvollen Briefſtellerin wiederſpiegelt: „Neulich ſah ich auf der Donau, was mich heftig und ſchmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken iſt, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel ſtand er in ſeinem Fahrzeug und ruderte läſſig dahin und dorthin, planlos, und ſchaute mit ſeinen dunklen ſchwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach,

unbekümmert um die Leute am Ufer, die ſeinem wunderlichen Treiben zuſahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf ſetzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsſtück, kein Brod, keine Flaſche hatte er in ſeinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an ſeinem Pilgerſtab am Vordertheil des Schiffchens wie eine Flagge befeſtigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembſch? — Haben Sie nicht auch im Leben ſo herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend ſtatt alles irdiſchen Gutes? Und wenn die andern beſonnenen klugen Leute ſorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel ſtülpten, — haben Sie nicht Ihr edles ſchönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem ſchönen, grünen, ewiggrünen Kranze umſchlungen, aber nicht geſchützt? — O, die glatten, ſchlanken Lorbeerblätter ſchmücken die Stirne nur, ſie behüten ſie nicht, ſie halten die Unbild dieſer rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum ſind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgeſehen, dem armen Landsmanne, und an ſeinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnſucht.“ — Bedeutungsvoll aber hatte Guſtav Schwab einſt das in ſolchem Umfang ungeahnt prophetiſche Wort geſprochen: „Er zieht einen ſchwarzen Faden durch das Leben ſeiner Freunde.“

Blumenſendungen, Briefe und Beſuche liebevoller Theilnahme folgten dem Kranken auch in die Klauſur ſeines neuen Heilaſyls und fanden dort bald die freudigſte rührendſte Aufnahme, bald dumpfes empfindungsloſes Hinbrüten. Unter den Briefen ſey eines überaus theilnehmenden erwähnt, den ein Ritterfräulein aus Jütland, bekümmert um des Dichters Loos, an den Vorſteher der Anſtalt gerichtet. Ein kurzes ſinnvolles Billet Uhlands machte dem Kranken große Freude. Von Beſuchern traf außer den Stuttgartern Freunden zuerſt ſein nächſter Verwandter Schurz am 29. Oktober aus Wien ein. Gegen dieſen that er die merkwürdige Aeußerung: „Es gibt eine Region der Nerven, die ewig unberührt bleiben ſollte; weh dem, der dieſe Abgrundstiefen, wo immer Stille und Ruhe walten muß, ſtört und aufregt; ich aber hab's gewagt!“ Mit Schurz gleichzeitig weilte auch Juſtinus Kerner kurze Zeit in Winnenthal. „Gelt daß ich hier bin? nun werd' ich dir doppelt intereſſant ſeyn,“ rief der Kranke dem Letzteren zu; auch ſagte er ihm das im „Nachlaß“ (IV. S. 354) abgedruckte, auf ſeiner letzten Eilwagenreiſe gedichtete „Eitel nichts!“ in die Feder. Es iſt dieß ſein letztes Gedicht und ſoll als Einlage in den „Don Juan“ beſtimmt geweſen ſeyn. Abends bei Licht zeichnete Niembſch Kerners ausdrucksvollen Schattenriß mit Bleiſtift an die Wand. Anfangs ſo klar, daß

Kerner ausrufen mußte, „der iſt ja weit geſcheidter als ich!“ verdunkelte ſich ſein Geiſt bald wieder und trat noch vor Kerners Scheiden in den „Traumring“ zurück. In dieſe erſte Zeit fallen noch Aeußerungen, wie: „Ich bin kein deliriſcher, ſondern ein lyriſcher Dichter;“ oder zu den ſein Wüthen bändigenden Wärtern: „Pfui! das iſt ſchändlich, Zwei über Einen!“ oder bei gleichem Anlaß zu ſeinem Lieblingswärter Sachſenheimer, der eine Art Naturdichter war: „Unerhört! daß ein Dichter den andern bindet!“ Einen Schickſalsgenoſſen und Nachbar, den Hauptmann v. E., der ſich in ſchrecklichen Tönen vernehmen ließ, nannte er ſeine „Nachtigall.“ Auch ſchriftliche Aufzeichnungen finden ſich aus jenen Tagen, mitunter verworren und kindiſch, mitunter aber auch von jener ſchwindelnden Gedankenerhabenheit, deren ſcharfe Spitze es unentſcheidbar läßt, ob in ihr die höchſte Höhe des Geiſtes oder die geſteigertſte Verirrung des Wahnes gipfelt. — In einem Briefe (vom 5. Nov. 1844) hatte Sophie den leidenden Freund mit dem Spruche aus Zinkgreff ermahnt:

„Duck dich und laß vorübergan;
Das Wetter will ſein'n Willen han.“

In dem noch vorhandenen Briefe ſind die beiden Spruchzeilen mit Bleiſtift durchkreuzt, von Lenau's Hand aber die ſtolz vermeſſenen Worte beigefügt: „Ich ducke mich nicht!!!“ das „nicht“ dreimal unterſtrichen. Wie tief gebrochen und geknickt mußte ſich dieß ſtolze Herz gefühlt haben, als es ſpäter dennoch beirücken mußte: „Ich ducke mich doch! Verſteht Ihr mich: doch? —“ und dann abermal: „tamen, ego vobis dixi!“ — Ein im Frühling 1845 im „Morgenblatt“ erſchienenes, ganz in Stimmung, Ton und Reimweiſe Lenau's gehaltenes, ſogar mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens N. L. bezeichnetes Sonett (nachdruckende Blätter hatten den vollen Namen beigedruckt), erweckte und belebte durch ganz Deutſchland Geneſungshoffnungen für den unglücklichen Dichter; es konnte nicht lange unentdeckt bleiben, daß, wiewohl nur durch ein Spiel des Zufalls, mittelſt der irre führenden Buchſtaben eine leidige Myſtifikation ſtattgefunden. — Sommer und Herbſt 1845 brachten dem Kranken Beſuche aus der Heimath: Bauernfeld, Auersperg, Frankl. Gegen Auersperg, dem er weinend um den Hals gefallen war, äußerte er, nach einem ſchön und klar begonnenen, aber allmählig in wilde Abſprünge entarteten Phantaſiren auf der Violine, wieder ganz klar: „So iſt auch meine Krankheit ein ewiges Steigen und Fallen der Phantaſie;“ gegen den Arzt in Frankl's Gegenwart: „In der Muſik liegt alles Geheimniß; aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutiſches Syſtem herausconſtruiren.“ Bisweilen ſprach er reines Latein und

auffallenderweiſe ein Deutſch, das er ſonſt nie geſprochen, ganz mit ungariſchem Accente, als ſey er in das Land ſeiner Kindheit zurückverſetzt. Irrereden, Lärmen und unheimliches Lachen ſchnitt die Dauer dieſer Beſuche bald ab. Im Jahr 1846 folgten K. Mayers, noch ſpäter Uhlands u. A. Beſuche und ſtimmten ihn augenblicklich heiter ohne nachhaltige Wirkung und Erinnerung. Manche dieſer Beſucher nahmen noch hoffnungsvolle Ausſichten mit ſich, andere, z. B. G. Pfizer, durchaus nicht; Kerner zweifelte und wagte nur von einer acuten Gehirnkrankheit eine entſcheidende Kriſis zu hoffen, die zwar Geneſung, aber auch den Tod bringen könne; nur der Dichter und Arzt Frankl ſprach in klarem Fernblick gleich die ganze Hoffnungsloſigkeit aus.

Wir können dem Freunde nicht durch alle Phaſen folgen, welche er während ſeines dritthalbjährigen Aufenthaltes in dem ſchloßartigen Inſtitutsgebäude zu Winnenthal durchzuleben, durchzuleiden hatte; ihn nicht auf allen Spaziergängen begleiten, die er an geiſtes- und wetterhelleren Tagen auf die ſonnigen Höhen der Umgebung unternahm; nicht am Lager ſeiner unruhvollen Ruhe weilen, wo ihn der Mantel ſeines Freundes Alexander bedeckte, wie der Mantel der Liebe, die ihn auch jetzt nicht und nimmer verließ, nicht allen ſeinen oft noch wunderbar klaren geiſtesfriſchen Geſprächen über Seneca, Goethe, Schiller, Hegel lauſchen; nicht mit ihm alle Nächte durchweinen oder durchſtürmen, wie er denn einmal in ſeiner Einbildung die Schlacht von Aspern durchkämpfte und die Geſchützſalven durch mächtige Schläge ſeiner Ferſe in die Wände ſeines Bettes nachdonnerte; nicht ihm in die ſchaurige Tobzelle folgen, wo nur die Zwangsjacke ſeine maniaken Ausbrüche zu ermäßigen vermochte. Nicht in das Heilſyſtem Dr. Zellers haben wir einzugehen, der anfänglich, obwohl mit vorſichtiger Beſchränkung, Hoffnungen ausſprach, welche leider durch den Erfolg nicht beſtätiget wurden; Lenau gewann den edlen Arzt bald ſehr lieb, er lehne ſich an ihn, ſagte er, „als ſeine einzige Stütze.“ Wir beſchränken uns auf die thatſächlichen Angaben, daß bei einem in der erſten Zeit guten körperlichen Gedeihen und faſt verjüngtem Ausſehen, bei einem fortwährenden Wechſel heiterer und tief melancholiſcher Stimmungen, zwiſchen Argwohn und Angſt und ausgelaſſener Luſtigkeit, zwiſchen lichten verſtandeshellen Momenten und ſtarrem Verſunkenſeyn oder lärmenden Tobſuchtanfällen, der Abgrund ſich immer klaffender ſpaltete, die lichten Augenblicke immer ſeltener wiederkehrten, kurz das Verfallen dieſes einſt ſo mächtigen Geiſtes immer ſichtlicher und unaufhaltſamer fortſchritt. Einzelne Gedanken, angeregt durch vorhandene Anläſſe, erſchienen wie auf der Flucht, verſprengt; er vermochte nicht ſie einzuholen, zu ſammeln und zu geſtalten, „der spiritus rector fehlte“ nach Dr. Zellers Ausdrucke. Mit dem Seltenerwerden

und Nachlaſſen der Tobanfälle traten aber unläugbare Merkmale der Verblödung ein; Zellers letzte Berichte an des Dichters Schwager lauteten dießfalls, zwar in ſchonender Einkleidung, verſtändlich genug.

Mittlerweile (im Jahr 1846) war es auf Grundlage einer Vollmacht, die der Kranke in einer beſſern Stunde ſelbſt noch unterfertigen konnte, durch Vermittlung amerikaniſcher Geſchäftsfreunde geglückt, von dem in Folge verſäumter Taxenzahlung ſchon verloren gegebenen Beſitzthum Lenau's in Amerika noch Einiges zu retten.

Bei der entſchiedenen Erfolgloſigkeit des Verweilens in Winnenthal knüpften die Verwandten und Freunde des Dichters noch einige Hoffnung an eine Veränderung des Aufenthaltes; man verſprach ſich wohlthätige Einwirkungen von der Rückverſetzung in die geliebte Heimath mit ihren gewohnten Umgebungen und leichterem beſſerem Verſtändniſſe; auch Kerner hatte längſt dazu gerathen, ſelbſt wenn es gegen den Willen des Kranken geſchehen müßte. Die Obervormundſchaftsbehörde gab ihre Einwilligung, daß dieſer nach Wien gebracht werde, und ſein Schwager Schurz unterzog ſich liebevoll der ſchweren Aufgabe. Ende April 1847 war er in Winnenthal eingetroffen, fand daſelbſt nach Dr. Zellers Ausſage den Kranken mit dem Ueberſiedlungsprojekte ganz einverſtanden und trat am 7. Mai 1847 in Begleitung des braven Wärters Sachſenheimer mit Lenau die Heimreiſe an. Bis Regensburg gab es wenige und leicht beſiegbare Anſtände; hier aber brach Abends der furchtbarſte Sturm des Tobſinns los mit Gotteslästerung und Zoten, wildem Lachen und Geſchrei, ſo daß die Aufnahme auf das am Morgen abgehende Dampfſchiff in Frage geſtellt wurde. Glücklicherweiſe trat gegen Morgen Erſchöpfung der Kräfte und ſonach Ruhe ein; die Fahrt auf der Donau bis Linz und dann weiter bis Wien konnte ohne erhebliche Störung zurückgelegt werden. Am 16. Mai, dem Sophientage, ſtieg Lenau vom Dampfſchiffe Sophie wieder an das heimathliche Ufer, von ſeiner Schweſter Thereſe aus gebotener Ferne mit bittern Thränen begrüßt; in einer halben Stunde befand er ſich in der Irrenanſtalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling, in demſelben Hauſe, deſſen Schwelle zu betreten, bevor ſeine Zeit gekommen, er einſt ſo ſehr geſcheut hatte. Die Wiener Freunde, welche ihn in Winnenthal beſucht hatten und hier wiederſahen, konnten eine merkliche Veränderung zum Nachtheil, den Fortſchritt der Zerſtörung, nicht verkennen; der Muskelſtraffheit und aufrechten Haltung, die ſie dort noch getroffen, war eine ſchwammige Aufgedunſenheit, ein Zuſammengeſunkenſeyn gefolgt; der Geiſt, von dem nur ſelten ein verlorenes Fünkchen durch die Aſche zog, zerbröckelte ſich immer mehr in unwahrnehmbare Atome. Wenn die liebevolle Aufmerkſamkeit der Freunde auch noch aus dieſer Zeit einige bemerkenswerthe Aeußerungen des theuren Kranken bewahrt (wie

z. B. bei der Nachricht vom Tode des Erzherzogs Karl: „E. H. Karl ſtirbt nicht“ oder das Wort an Dr. Görgens alte Mutter: „Sie ſind ſchön, ja, mit den Augen der Seele geſehen“), ſo mag darin wohl manche Selbſttäuſchung liegen und die Deutung mitunter durch freundſchaftliche Auslegung hineingelegt worden ſeyn; zudem theilen ja Irre mit Kindern und hohen Häuptern das ſeltſame Vorrecht, daß ihre Umgebung ſelbſt alltägliche ſonſt unbeachtet bleibende Worte in ſolchem Munde für bedeutend oder doch für aufbewahrenswerth hält. Tieferührend und den Freundesherzen wohlthuend waren die faſt kindlichen Liebkoſungen, das Streicheln über Haar und Angeſicht, das freudige Lächeln, womit er oft in guter Stunde ſeine Beſuche empfing, die er dann auch beim Abſchiede länger feſtzuhalten verſuchte; wie ein Kind bemächtigte er ſich da aller glänzenden Gegenſtände, der Brillen, Uhrketten, Spazierſtöcke. So ſehr ſolche Kundgebungen, wenn auch nicht Hoffnungen zu beleben, ſo doch das Fürchterliche zu mildern ſchienen, indem man wenigſtens eine Region des Gemüthslebens geſund und unangegriffen glauben mochte, ſo ſcheinen ſie doch ſehr oft mehr auf gewohnheitlichem, inſtinktartigen Anſchmiegen, als auf bewußter Neigung beruht zu haben. Das geſchmeichelte Freundesherz mußte ſich gedemüthigt und betrübt ernüchtern, wenn es die Mitbewerbung eines hereingebrachten Stückes Kuchen oder Zwieback ohne Siegesausſicht zu beſtehen hatte; zu geſchweigen der Empfänge in ſchlimmen Wahnſtunden mit herzzerreißendem Zähneknirſchen, wildabwehrender Handbewegung, Zungenausſtrecken oder grauenerregendem Geheule. So verſetzte ihn Sophiens einmal verſuchsweiſe geſtattete Erſcheinung in die feindſelig bedrohlichſte Aufregung, welcher ſie ſich nur durch ſchleunige Entfernung zu entziehen vermochte; die Beſuche ſeiner Schweſter und Nichten lockten auch noch Thränen in ſein Auge. Karoline v. Woltmann ſchrieb beiläufig um jene Zeit (15. September 1847) mit Bezug auf den inzwiſchen verſtorbenen Hölderlin an A. Jung, ſie habe ſich damals eingebildet: „der Einfluß einer ihm ganz ergebenen, ihn ganz verſtehenden Seele könnte ihn vom Wahnſinn befreien. Ich würde die Irrwege ſeiner Gedanken verſtehen und ihn davon zurückleiten; es war ein Irrthum wahrſcheinlich.“[1] Ein ähnlicher Zug und Beruf der Seele hatte ſchon früher die genannten Wiener Freunde nach Winnenthal geführt, hatte den gemüthvollen Auerbach vermocht, ſich dort als Wärter des unglücklichen Freundes anzubieten und veranlaßte jetzt den Compoſiteur und vertrauten Freund Lenau's Joſ. Deſſauer zu einem Verſuche, den unheilvollen Dämon, dem vielleicht auf dieſem Wege beizukommen wäre, mittelſt der Muſik zu bannen; hatte doch Dr. Zeller ſelbſt es als

[1] S. den Aufſatz „Zur Erinnerung an Karoline v. Woltmann“ in den Blättern für literariſche Unterhaltung 1849, Nr. 260.

beachtenswerth hervorgehoben, daß ſein Patient nur in der Muſik, wie deſſen meiſt zuſammenhängendes Spiel auf der Violine beweiſe, den leitenden Faden und Zuſammenhang beibehalten zu haben ſcheine. Aber auch dieſer Verſuch mißlang und regte nur auf, ſtatt zu beſchwichtigen. Ein von dem Kurator des Kranken, Dr. Alexander Bach, im Juli 1847 veranlaßter Zuſammentritt berühmter Wiener Aerzte ſtellte, nebſt der bei der Leichenöffnung nicht beſtätigten Diagnoſe einer Gehirnerweichung, eine höchſt traurige Prognoſe und beſchränkte die Therapie auf die Fernhaltung jeder heftig einwirkenden Heilmethode. Da Lenau's bei Cotta erliegendes Kapital vorläufig noch keine Zinſen abwarf, konnte deſſen wünſchenswerthes ferneres Verbleiben in dem koſtſpieligen Inſtitute zu Döbling nur durch willigſt angebotene Beiträge von Freunden, denen Dr. Görgens edel verzichtleiſtende Uneigennützigkeit förderlichſt entgegenkam, ermöglicht werden.

Ueber das unſelige Scheinleben in Döbling eilen wir möglichſt ſchnell hinweg; — aber es dauerte über drei volle Jahre! — Einmal hörte man Nachts ein heftiges Weinen in der Zelle; als Dr. Görgen hineineilte, antwortete Niembſch in Thränen: „der arme Niembſch iſt ſehr unglücklich.“ Es war das letzte Aufflackern des auszitternden Lichtes.

Die großen Märzereigniſſe des Jahres 1848 gingen, von ſeinem Bewußtſeyn unaufgenommen, ſpur- und wirkungslos an ihm vorüber. Der letzte Heilverſuch eines wohlwollenden Freundes, der ihm das begeiſterte Wort: „wir ſind frei!“ entgegenjubelte, glitt an ſeinem eiſigen Stumpfſinne ab. Dagegen hatte er aber auch für den Kanonendonner des Oktobers 1848 kein inneres Gehör und Verſtändniß mehr.

Mit dem Bewußtſeyn hatte ſich auch die articulirte Sprache verloren; kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, ſchmerzhaftes Stöhnen oder ſtundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thieriſche Element in ſeiner Unſauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Beſuch der Zelle den Eindruck, als ſey man in einen Thierzwinger getreten. Die Beſuchenden wurden nicht mehr erkannt. Dennoch blieb die Anziehungskraft, die er immer ausgeübt hatte, die Anhänglichkeit ſeiner Freunde ſo groß und unzerſtörbar, daß ſich faſt jeder das fortgeſetzte Freundſchaftsopfer ſolcher Beſuche willig auferlegte. Der in ſeiner warmen Pietät für den Dichter unermüdliche Frankl hatte, um eine Statuette und ein Bild Lenau's ausführen zu laſſen, einmal den Bildhauer Hirſchhäuter, ein andermal den Maler Aigner in die Anſtalt gebracht; letzterer konnte den Anblick nicht ertragen; unter den peinlichſten Seelenfoltern, fieberhaft eilig, warf er ſeine Farbenſkizze auf die Leinwand und entfloh damit, als ſeine eigene

Kraft ſchmerzerſchüttert zu erliegen drohte. Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuſchmettern, beſonders aber dem geiſtigen Hochmuth, wenn er ſich in irgend einer Bruſt noch regen mochte, ein Bild grauſamſter Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er ſich an ſolchem Ausgange eines einſt ſo hochragenden Geiſtes ſpiegle und ſelbſtermeſſe. Den heuchleriſchen Eiferern aber, die auf ein ſolches Geſchick als eine ſtrafende Vergeltung lieblos hinzuweiſen noch das Herz hätten, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

„Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Reſt;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Neſt." — —

Wer den Dichter liebte — und er iſt geliebt worden, wie Wenige auf Erden — mußte in das bittere Wort „Tod" ſeine Wünſche und Gebete kleiden, daß dem Ableben des Geiſtes auch das des Körpers bald folgen möge. Die ſechste Morgenſtunde des 22. Auguſt 1850 brachte nach kurzem Todeskampfe die endliche Erlöſung. Schurz hatte den letzten Blick und Athemzug Lenau's empfangen und ihm die Augen zugedrückt. Des Dichters vieljährige ſchwäbiſche Gaſtfreunde, der würdige Hartmann, Reinbeck und Emilie waren ihm bereits vorausgegangen, gleichſam ihm auch dort in gewohnter Weiſe die wirthliche Stätte zu bereiten. Der Bildhauer Hirſchhäuter formte nach dem unbeſeelten Antlitze eine Todtenmaske. Wir übergehen den von den Doktoren Görgen, Beneſch, Meckel von Hemsbach, Seligmann und Frankl aufgenommenen Sektionsbericht, ſowie den vom Phrenologen Noël herrührenden Befund über die Schädelbildung; das ärztliche Publikum, für welches die beiden Aktenſtücke von vorwiegendem Intereſſe, findet ſelbe in der Wiener Zeitung und andern Journalen jenes Jahres, dann als Anhang in dem Buche Frankl's abgedruckt.

Am 24. Auguſt um 6 Uhr Abends wurde, was von Nikolaus Lenau ſterblich war, auf dem ſtillen einfachen Dorfkirchhofe zu Weidling, wo Lenau's Schweſter, Thereſe Schurz, ein freundliches akazienumſchattetes Landhaus beſitzt, zur Erde beſtattet, unfern der Grabſtätte, die der dem Dichter befreundete große Orientaliſt v. Hammer neben ſeiner vorausgegangenen Gattin auf demſelben Friedhofe für ſich beſtimmt hat. Von jenem Häuschen zum Kirchhofe blickend, hatte Lenau einſt zur Schweſter geſagt: „dort möcht' ich ruhen." Eine kaum überſehbare Menſchenmenge aus allen Volksklaſſen, darunter zahlreiche Freunde und Verehrer des Verblichenen, deſſen Schweſtern mit ihren Töchtern an der Spitze, gaben ihm das letzte Geleite.

Den Sarg ſchmückte inmitten bunter Blumengewinde ein grüner Eichenkranz; das umgeſtürzte Familienwappen deutete darauf hin, daß der letzte des Geſchlechtes Niembſch von Strehlenau hier zu Grabe getragen werde. Geſänge der Kloſterneuburger Sänger und des Wiener Männergeſangvereines ertönten; Mitglieder des letzteren ſangen ein von Guſtav Barth komponirtes Quartett zu des Dichters Worten:

„O ſchöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruheſtätte für die müden Glieder!
Hier ſingt der Frühling Auferſtehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeſchworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man ſein Liebſtes ſenkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir ſehn uns wieder,
Es ſind die Todten uns nicht ganz verloren.“

Gedichte und Reden tiefſter Wehmuth und Trauer, geſprochen von A. Schurz, L. Foglar und H. Laube wechſelten mit den Geſängen in feierlicher Reihe ab, bis der Sarg niederſank unter Schauern von Blumen aus Frauenhänden, ſo daß die nachrollenden Schollen nur weich auf Blumen fielen. Ein frommes „Vaterunſer“ der Dorfbewohner ſchloß die Feier. Lenau ruhte wieder in ſeiner heimathlichen Erde.

Eine Pyramide von grauem Granit, darin ein Rundſchild mit dem von Hirſchhäuter modellirten Bruſtbild des Dichters aus Erz gegoſſen, umgeben von einer Schlange, „dem chriſtlichen Sinnbilde der Ewigkeit, dem heidniſchen des Genius,“ über dem Medaillon ein goldener Stern, am Sockel einfach der Name „Lenau“ in Goldlettern, das Ganze aus einem Buſche von Thujen, Roſen und Lilien ſich erhebend und wie ein Gärtlein von den Stäben eines leichten Eiſengitters eingeſchloſſen, — dieß iſt das nach Frankl's Idee ausgeführte Denkmal, womit die Verwandten des Dichters dieſe heilige Schlummerſtätte bezeichnet haben. Eine ſinnige Freundin des Dichters pflückte hier ein Penſée, „einen dunkelſammtnen Lenaugedanken,“ für jene in der Ferne mittrauernde Marie, welche der Verewigte einſt ſeine Braut genannt.

Unſeres Dichters Bild iſt öfters gemalt und durch Grabſtichel und Lithographie feſtgehalten worden; ſo in Oelbildern von Emilie Reinbeck noch vor der amerikaniſchen Reiſe, ſpäter von Danhauſer, dann von Rahl, deſſen gelungene Arbeit ſich in J. Kerners Beſitze befinden ſoll. Die Stiche und Lithographien nach und von Kriehuber, Staub, v. Franck ſind mehr oder weniger bekannt. Der im

männlichen Porträt ſonſt ſo glückliche Kriehuber war mit ſeinem Lenaubilde nicht glücklich; es gleicht eher einem weinſelig duſelnden Huſaren mit Lenau's Zügen, als dem Dichter ſelbſt. Viel edler und geiſtiger gehalten iſt das von Staub herrührende Bild, welches früheren Auflagen der „Gedichte" beigegeben war; es iſt das beſte der uns bekannten. Dieſem ſcheint auch das von Kotterba geſtochene Porträt im „Album öſterreichiſcher Dichter" nachgebildet zu ſeyn. Bildhauer Hirſchhäuter brachte eine Statuette des Dichters, dann das Bruſtbild aus dem Grabmedaillon in Gypsabgüſſen, beide nicht unähnlich und um ſo verdienſtlicher, als ſie erſt während des körperlichen Verfalls und nach dem Tode Lenau's ausgeführt wurden. Aigners erwähntes, raſch entworfenes Oelbild, wovon Frankl das Original, Thereſe Schurz eine Kopie bewahrt, gibt des Dichters Züge während ſeiner Krankheit mit großer Treue wieder; doch wir ſehen nur die verfallende Ruine der einſt mächtigen Geiſtesburg.

Auch wir haben, gefeſſelt von der jedem großen Leiden innewohnenden magiſchen Anziehungskraft, unwillkürlich uns und unſere Leſer allzulange an dem Schmerzenslager des Kranken beſchäftigt, als daß ſich nicht das dort gebotene traurige Bild der Entſtellung und Zerſtörung gar tief unſerer Seele eingeprägt hätte. Aber nicht mit dieſem Bild im Auge dürfen wir ſcheiden, nicht unter dieſen Eindrücken in die Dichterhalle treten, die uns in den vorliegenden Bänden aufgethan iſt. Indem wir in die Vergangenheit zurückgreifen, verſuchen wir ein Bild des Dichters aus jenen Tagen feſtzuhalten, wo auch ſein äußeres Daſeyn, noch ungebeugt von Krankheit, in edler Urſprünglichkeit auf einer, ſeinem geiſtigen Lebenszenith angemeſſenen Höhe ſtand. Lenau's äußere Erſcheinung war eine durchaus vortheilhafte, edle. Nicht von jenem tadelloſen Ebenmaße männlicher Schönheit, welche nach den Vorbildern der Antike Bildhauer und Maler ſich zum Modelle erwählen, war er doch immer ein ſchöner Mann zu nennen; es war eine durchgeiſtigte Geſtalt, in deren Formen, Haltung und Bewegung ſich die innere geiſtige Schönheit in harmoniſcher Uebereinſtimmung wiedergeprägt hatte. Mittelgroß, von gedrungenem aber wohlgebildeten Körperbaue, ſehnenkräftig und faſt breitſchulterig, mit gewölbter Bruſt und guter Lunge ausgeſtattet, war er ganz zum rüſtigen Bergſteiger geſchaffen, als welcher er ſich ſo oft bewährte und worauf auch ſein auf gebogenem Knie ſich wiegendes Schreiten hindeutete. Sein Gang war langſam bedächtig, meiſt mit gedankenſchwer vorgebeugtem Haupte, die Haltung ungezwungen-bequem, Hand und Fuß klein und von feinen Formen. Obſchon der Mode nicht ſklaviſch gehorchend, war ſeine Kleidung immer gewählt, reinlich und von einfacher, würdiger Eleganz. Sein Haupt war ungewöhnlich groß, aber edel

geformt, das glattgekämmte Haupthaar nicht allzu üppig und, wie Backen- und Schnurrbart, dunkelbraun; die leicht gebogene Naſe und die ſanft hervortretenden Backenknochen hatten etwas vom edleren ſüdſlaviſchen Typus. Die Geſichtsfarbe war bleich und leiſe in ſüdländiſch gebräuntes Kolorit übergehend, die ſchmalen Lippen wenig aufgeworfen, das Kinn fleiſchig gewölbt. Die ſchöngebildete weiße Stirne war mehr breit als hoch; im ſinnenden Vortrage zogen ſich die dunkeln Brauen enge zuſammen. Ueber dieſer Stirne zuckte bisweilen in aufgeregten Augenblicken die beſonders ſtark ausgebildete „Zornesader" oder breitete ſich bei tieferer Gedankenarbeit eine ſcharfgefurchte Falte; beide, ſich kreuzend, ſchienen auch auf ſeiner Stirne das geheiligte Zeichen feſtzuhalten, welches unläugbar, oft zwar verſchleiert, oft wieder verherrlicht, über allen ſeinen Geiſteswerken ſchwebt und gerade ihn zum vorzüglich chriſtlichen Dichter ſtempelt. In Momenten der Ruhe mahnte der Ausdruck des Geſichtes an manche jener leichenblaſſen, nur von der Meditation durchſeelten Mönchsköpfe, welche die künſtleriſche Verzückung eines Zurbaran oder Murillo mit phantaſtiſch kühnem Pinſel auf der Leinwand feſtzuhalten wußte. Darüber waltete beſtimmend und geſtaltend, wie ein allgewaltiges Weſen in der Höhe, das große dunkelbraune Auge voll Geiſt und Tiefſinn, oft in unheimlichem Feuer rollend, oft voll Weichheit und Schmelz; dieſes Auge übte, wie kaum ein zweites, eine Gewalt, der man ſich nicht zu entziehen vermochte. Ein imponirender Ernſt umgab ſein ganzes Auftreten und ſcheuchte die frivole und großthuende Geiſtesleerheit weit aus ſeiner Nähe; doch konnte er in einzelnen Stunden, beim Wein, mit Freunden, bei Ausflügen, beſonders bei Tanz und Jagd im Alpenlande von einer Heiterkeit ſeyn, die bei ihm doppelt überraſchen mußte. In ſeinen Genüſſen war er, wiewohl ſehr wähleriſch, im ganzen mäßig, nur die Vorliebe für Kaffee und Tabakrauch mag er übertrieben haben; letztere hat er in den Gedichten „Mein Türkenkopf" (II, 152) und „der Hageſtolz" (II, 154) dichteriſch zu veredeln gewußt. Sein Lieblingsgetränk war Weidlinger, jener Wein, welcher auf den Hängen des Dörfleins lockt, in deſſen Kirchhofe jetzt ſeine eigene Aſche ruht, als ob auch er, wie „der Greis" in ſeinen Gedichten (I, 326), das ſtille Keimen des Pflanzenlebens vorgefühlt hätte, das ſich einſt um ſeinen Hügel in Reben erheben ſollte. In der Regel ſchweigſam und wenig mittheilſam, liebte er das Geſpräch mit Freunden, Austauſch und Entwickelung der Ideen, Auseinanderſetzung ſeiner Anſichten. Aber auch hier, wie bei ſeinem dichteriſchen Vorleſen, ließ er nur einen ſtreng ausgewählten, ſeiner würdigen Kreis an ſich herankommen. Bei ſolchen Anläſſen ſprach er fließend und warm, logiſch klar und prägnant, in reinem dialektfreiem Deutſch, mit wohltönendem Organ, welches Kraft und Weichheit

vereinigte; er war der Rede in vollem Maße mächtig, das rechte passende Wort stand ihm immer zu Gebote; man kann sagen: er hat nie ein unbedeutendes oder müßiges, nie ein zweideutig lascives Wort gesprochen. Im Freundeskreis ersuchte er zunächst um einen „zusammenhängenden Diskurs" indem er sich das „desultorische Gerede" eifrigst verbat. Wie sein Wort war auch seine Handschrift, fest und klar, sauber und deutlich; die scharfen gleichmäßigen Lettern schienen ihre Kleinheit durch aufrechtere Haltung auszugleichen. Eigenthümlich war die Art des Vorlesens seiner Gedichte, die gerade durch seinen Vortrag einen ganz besonders mächtigen Reiz gewannen. In fast monotoner, aber wohltönender Weise, ohne declamatorisches Effectstreben, nur von kaum merklichen Schwingungen und Hebungen bezeichnet, rollte die Strömung seines Vortrags dahin, gleichsam wogenartig, wie das Pulsiren der nordischen Meere. Fast von Satz zu Satz oder doch in nahen Zwischenräumen folgten kurze Pausen, um die Melodie der Verse im Hörer ausklingen, den Gedanken nachwirken zu lassen. Während er so innehielt, las er mit geübtem Auge die Wirkung des Gelesenen, die „geschwiegene Kritik" vom Angesichte seines Publikums. Mangel an Aufmerksamkeit, oder auf Nebendinge gerichtete Aufmerksamkeit konnte ihn leicht verletzen und von Wiederholungen zurückschrecken. Wußte er gegen geistig oder social Höher- und Gleichgestellte durch sichere Haltung, edle Selbstachtung und männlichen Trotz, bisweilen auch durch sarkastische Kritik, die Würde seiner Stellung stolz zu wahren und jeden Schein der Unterordnung fernzuhalten, so war er zugleich höchst liebreich und entgegenkommend, fördernd und ermunternd gegen jüngere Talente, gegen erst werdende Größen. Unermüdlich in eingehenden Gesprächen, unerschöpflich in belehrenden Mittheilungen, widmete der sonst mit seiner Zeit so Karge solchen Jüngern oft die kostbarsten Stunden seines Tages. Aus früherer Zeit L. A. Frankl, aus späterer Ludwig v. Morajn (Löhner), Julius von der Traun (Dr. Schindler), Moriz Hartmann, Hermann Rollet, Eugen Obermayer, Dr. Const. Wurzbach (Dichter der „Parallellen") u. A. bewahrten jene Begegnungen in dankbar liebevoller Erinnerung. Einen musikalischen Freund, der durch geringen Erfolg an seinem Berufe zu zweifeln begann, ermunterte er mit dem schönen Worte: „Wenn du auch keine Großmacht, kein Kaiser oder König bist, so besitzest und regierst du doch ein selbständiges Reich, bist etwa Kurfürst oder Großherzog, kurz, bist eben auch ein Souverän!" Mit seinem eigenen Kunstberufe nahm er es sehr ernst und strenge; er füllte damit, ja, er zersprengte sein ganzes Daseyn. Gustav Schwab's Ausspruch: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit" lautete aus Lenau's Munde in bezeichnender Version: „Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit." Wohlwollen und

Wahrheitsliebe waren Grundfeſten ſeines Charakters. Wen er einmal Freund genannt, an dem hing er, ungeachtet ſcheinbarer Uebergehung, mit felſenfeſter Treue; nichts konnte ihn im Glauben an Jene wankend machen, in deren Seelentiefen er einmal einen befriedigten Blick gethan. Unverſöhnlich und unnahbar auf immer blieb er dagegen Jenen, die ſein erſtes Wohlwollen durch eine Spur von Schlechtigkeit oder Gemeinheit getäuſcht hatten. Selbſt wo er fehlte und irrte, lag immer ein edler Trieb, ein großes und gutes Wollen zu Grunde. Auch ihn hatte der Frieden eines beruhigteren Erdenlebens angehaucht, als er ſein ſchönes Lied: „der gute Geſell" (II, 27) dichtete; auch er hatte ſehnſuchtsvoll empfunden:

— „Daß ein Leben ſchön und glücklich nur,
Wenn es ſich ſchmiegt an Gott und die Natur,"

(II, 45.)

er hatte ahnungsreich gefühlt:

„Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Iſt glücklich; und ein Herz auf ſtolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünſche — herb verſchmachtet"

(II, 8.)

— und doch ward er kein Glücklicher! Aber man klage nicht die Poeſie als Urheberin ſeines Unglücks an, denn nicht ein Fluch iſt ſie, wohl aber ein Segen; nicht der Kainsſtempel, ſondern das leuchtende Gottesmal auf der Stirne des Begabten. Die ſchöne Landſchaft wird für ein helleres ſchärferes Auge nicht minder ſchön ſeyn; aber dem Blicke, der ſich mit Vorliebe nur in die Schatten verſenkt, wird ſie nur ihr Dunkel zeigen. Des Dichters lebendigere Einbildungskraft, tiefere Empfindung, künſtleriſch ordnender Verſtand ſind nicht Zeichen von Krankheit, ſondern von erhöhter Geſundheit des Geiſtes. Nur die Störung ihres harmoniſchen Gleichgewichtes, das Hinzutreten anderer, außerhalb der Poeſie gelegenen Bedingungen haben unter den Poeten ſo viele Unglückliche geſchaffen; die Biographien ſo vieler Dichter liefern, wie dieſe Blätter, die Belege dafür. Nicht die Quelle ihrer Leiden, wohl aber das geſchärftere Organ für dieſelben entſtammte der Poeſie, welche im Gegenſatze auch den Glücklicheren die geiſtigen Sinne zum Lebensgenuſſe erhöhte. Der größte Dichter Deutſchlands war zugleich einer ſeiner glücklichſten Menſchen; aber ſchönes Maßhalten und weiſes Selbſtbeſchränken, das dem größten wie dem beſcheidenſten Geiſte ſelbſtgegebenes Geſetz bleibe, galt auch ihm vor allem. Mit Trauer ſehen wir oft gerade die edelſten opferfreudigſten Herzen, Lenau unter ihnen, dieſes Geſetz als ein ſcheinbar ſelbſtſüchtiges mißachten und beſeitigen. Da wir das

Leben eines Nichtglücklichen ſchildern, lag es nahe, die Bedingungen des Glückes ins Auge zu faſſen und den Gründen nachzuforſchen, warum es gerade dieſem uns ſo theuren Leben verſagt blieb; wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß das Unglück nur zu oft die Signatur des beſſeren, edleren und größeren Menſchen iſt. Nicht geſchaffen, ſeinem vorwärts ſtürmenden Geiſte, wie jener dichteriſche Weiſe, ein rettendes Halt! zuzurufen, oder, wie tauſend und tauſend Andere, an den Räthſeln des Daſeyns mit den geſchloſſenen Augen der Entſagung vorüberzugehen, oder die ſtarren Schranken des irdiſchen Wiſſens mit den Blumengewinden des Leichtſinns und der Selbſttäuſchung zu verhängen, trat Lenau — wie damals auf den ſchwindelnden Höhen des Traunſteins — offenen Auges, muthig und kühn, vielleicht tollkühn, dicht an die Abgründe des Geiſtes und blickte dem Dämon der Tiefe, Aug' in Auge, ſtarr und ſcharf in das unheimliche Antlitz. Doch dießmal griff der Tod wirklich herauf, bis an ſein Herz. Was er von der finſtern Stirne des Dämons geleſen, tönt in ſeinen Liedern fort; ewige Schmerzen der Menſchheit hat er ſänftigend in Wohllaut gekleidet; aber ſein eigenes, ſchwindelfrei geglaubtes Auge mußte ſich vor ſolchem Schauen verdunkeln.

Verſchiedene Nationalitäten können auf Lenau als einen der Ihrigen Anſpruch erheben; Herkunft und Name ſeiner Familie weiſen auf ſlaviſche Voreltern, durch Geburt und erſte Erziehung gehört er dem Magyarenlande, durch Bildung, Geſinnung und Herzenswahl dem Deutſchthum an. Es hat ſonach tiefliegende Wurzeln, daß ſich ſowohl in ſeinem perſönlichen Charakter, als in dem ſeiner Schriften dieſe drei Nationalitäten abſpiegeln. Das feurige Gefühl, der ariſtokratiſche Unabhängigkeitsſinn, Waffenliebe und ſoldatiſcher Muth, die glühende, in orientaliſcher Bilderpracht ſchwelgende Phantaſie, die Vorliebe für Kraftworte und Hyperbeln und ein Zug von Hochmuth laſſen die magyariſche Heimath nicht verkennen; die Neigung und Anlage zur Muſik, der Sinn für patriarchaliſch-demokratiſche Urſitte, die träumeriſche Paſſivität im Drucke äußerer Geſchicke, die ſcheue Verſchloſſenheit und ſanfte Melancholie neben Anflügen von Schlauheit und verſchmitztem Trotze verrathen den Tropfen ſlaviſchen Blutes in ſeinen Adern; der ſtrenge Rechtsſinn, die tiefe Wahrheitsliebe, die ausdauernde Treue, das gründliche Wohlwollen, die Unermüdlichkeit des Geiſtes in religiös-philoſophiſcher Spekulation, die Gründlichkeit und Vielſeitigkeit im Wiſſen und Forſchen, aber auch die Ungewandtheit in weltlich-praktiſchen Lebensfragen, die Verſenkung in die Natur und deren ſinnvolle Exegeſe und Symbolik, der Hang zu Schwärmerei und Beſchaulichkeit, beurkunden entſchieden den Deutſchen. So ſind auch in ſeiner Poeſie die Stimmungen und Grundideen, Motive und Tendenzen, kurz, das innere Leben durchaus deutſch; während Scenerie

und Kolorit ihre originellen Umriſſe und warmen Tinten den magyariſchen Jugenderinnerungen des Dichters entnehmen, Rhythmus und Formenweichheit ſeiner Lieder aber nicht ſelten wie der einförmige Wohlklang eines auf Molltönen ſich wiegenden ſlaviſchen Volksliedes uns gemahnen. Doch ſelbſt aus dieſen Beimiſchungen fremder Elemente, ſo ſehr ſie das Eigenthümliche der Erſcheinung ſteigern, geht es überzeugend hervor, daß nur das minder Weſentliche, die leichten Schatten fremdländiſch, das Weſentliche und die Vorzüge, Kern und Mark dieſer Dichternatur aber ächt und gediegen deutſch ſind.

Wenn wir zu dem Dichterbilde Lenau's in der Geſchichte der Poeſie nach Vorbildern, oder richtiger: nach Analogien ſuchen, ſo treten uns zunächſt zwei Geſtalten mit ſprechenden Zügen der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft entgegen: der Deutſche Hölty und der Britte Byron. Hölty und Byron, — welche Contraſte, welche Diſtanzen! Daß Lenau, nicht in künſtlich forcirten Sprüngen, ſondern in organiſch natürlicher Entwickelung, jene Gegenſätze in ſich zur Harmonie verſchmolz, jene Entfernungen durch die expanſive Kraft ſeines Talentes ausfüllte, gibt uns Zeugniß ſowohl für den Reichthum, als für den Umfang ſeiner poetiſchen Natur. Zu Hölty, den unſer Dichter mit einem elegiſchen Nachrufe feierte („Am Grabe Hölty's" I, 174), ſtehen Lenau's Poeſien aus der früheſten Periode, etwa wie ſie in den erſten Auflagen der „Gedichte" geſammelt ſind, in unverkennbar inniger Wahlverwandtſchaft. Da iſt derſelbe hingebende Sinn für die Natur, dieſelbe Weichheit des Gefühls, dieſelbe Wehmuth der Grundſtimmung, dieſelbe Keuſchheit und Melodie der Sprache; aber Lenau's Naturbetrachtung iſt umfaſſender, friſcher und tiefer, ſeine Empfindung reicher und lebhafter, ſeine Trauer gewaltiger und ergreifender, ſein Ausdruck plaſtiſcher, farbenreicher und wohlklingender; Lenau erſcheint als ein größerer, gereifterer, durch natürliche Anlage überlegener, im Fortſchritte der Zeit entwickelter Hölty. Sobald aber in den ſpäteren Phaſen, namentlich in den größeren Dichtungen, andere bisher nur halbenthüllte Grundelemente der Lenau'ſchen Muſe, der forſchende Scharfſinn, der Freiheitsdrang, die Glaubenskämpfe, die philoſophiſche Spekulation, die düſtere Weltanſchauung, die tiefere Weihe des Schmerzes, zur Entwickelung kamen, ſchwinden und erblaſſen die Berührungspunkte mit dem elegiſch-idylliſchen Hölty faſt gänzlich. Dagegen machen ſich ſofort die Beziehungen zu Byron geltend; aber ſo zahlreich die Aehnlichkeiten, noch zahlreicher und namhafter ſind die Contraſte zwiſchen Beiden. Die negirende Skepſis, den ſtolzen Unabhängigkeitsſinn, die tiefe Melancholie und finſtere Lebensanſicht, das Schwelgen im Unheimlichen, Wilden, Gräßlichen, die großartige Naturanſchauung haben Beide gemein; Beide waren großangelegte Individualitäten, daher bei Beiden die

Subjektivität mächtig in den Vordergrund tritt; in Beiden wiegte, auch wo ſie als Epiker oder Dramatiker auftraten, der Lyriker vor. Aber die Quellen jener Eigenſchaften und deren Aeußerungen, wie grundverſchieden! ebenſo wie ihre Lebensſtellungen. Auch Byron's Leben iſt nicht frei von Mißgeſchicken und Enttäuſchungen, deren kein Daſeyn entbehrt; aber kein großes Unglück bezeichnet, kein mächtiger Schlag des Schickſals erſchüttert, keine gewaltige Leidenſchaft untergräbt dieſes urſprünglich ſo hoffnungsreiche Leben. Wir ſehen ab von Glanz und Reichthum der Geburt und Stellung, ſie ſind nicht das Glück; aber alle Bedingungen des edleren Behagens, alle Bahnen eines ſchönen Wirkens ſtanden dem unabhängigen Lord offen; nur er ſelbſt hat das Werk freundlicherer Horen zerſtört, ſein häusliches Glück hat er ſelbſt zertrümmert oder als ein Hemmniß beſeitigt. So ſehen wir in Byron's Mißmuth viel eigenwillige Laune und klimatiſchen Spleen. Wie ganz anders Lenau! Wir ſind nicht blind für die übergroße Pflege, die auch Lenau ſeinem Leid widmete, da er gefliſſentlich ſeine Seele „in Schmerz macerirte," aber wir ſahen Lenau's Erdenlauf ſchon vor ſeiner Geburt gewiſſermaßen zu einer Leidensgeſchichte prädeſtinirt. Lenau erſcheint uns als ein wirklich Unglücklicher, Byron nur als ein Unzufriedener. Dieß beſtimmt relativ auch den Werth und die Wirkung ihrer Schöpfungen; Lenau's Klagen werden uns darum zugleich erſchüttern, während wir Byron's Klagen nur bewundern. Der Sinn für politiſche Freiheit war dem deutſchen Dichter, deſſen Wiege in dem freien Ungarn ſtand, ebenſo wie dem Britten, ſchon durch die Geburtsſtätte angeboren; er erweiterte und veredelte ſich bei Lenau unter den kosmopolitiſchen Einflüſſen deutſcher Bildung. Byron's Freiheitsſinn war praktiſcher, mit vorwiegend brittiſcher Lokalfärbung immer auf's Einzelne, auf die Geſchicke beſtimmter Völker gerichtet; Lenau's Freiheitsliebe war idealer, ſtets das große Ganze, die Looſe der Menſchheit in's Auge faſſend; bei jenem überwiegen die materiellen, bei dieſem die geiſtig-ſittlichen Intereſſen. Noch größer iſt die Verſchiedenheit in den Stellungen Beider auf religiöſem Gebiete. Byron hat mit den Glaubensfragen abgeſchloſſen, er betritt die chriſtlichen Tempel als ein vom Voltaire'ſchen Geiſte großgeſäugter Freigeiſt, als ein Ungläubiger; Lenau als ein bedingt Glaubender, aber ſeinem Bekenntniß Mißtrauender, Unbefriedigter; Byron als Zerſtörer, Lenau als Forſcher; jener zertrümmert unter Blasphemien die für ihn ſinnloſen Heiligthümer, dieſer beſeitigt mit faſt ſchonender Hand nur die ihm unbrauchbar gewordenen, an denen er die Heilighaltung durch Andere noch immer achtet. Byron hat weder Hoffnung noch Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen, nach Unſterblichkeit und einem beſſern Jenſeits; Lenau hat das tiefe Bedürfniß, die innigſte Sehnſucht darnach, wenn gleich oft mit derſelben Hoffnungsloſigkeit. Byron

iſt Menſchenverächter, Miſanthrop, Lenau Philanthrop im beſten Sinne des Wortes. Auf den Trümmern und Schädelſtätten der hiſtoriſchen Vorzeit hat der Britte den Blick nach rückwärts, der Deutſche nach vorwärts gerichtet; Jenen begeiſtern ſie zu Lobgeſängen auf eine unwiederbringliche Vergangenheit, Dieſem ſchärfen ſie das Auge für die Gegenwart und Zukunft; Byron beſtattet die Leichen mit Pomp auf dem Schlachtfelde, Lenau zieht darüber die Furchen für die neue Ausſaat. Beide Dichter verdanken ihren herrlichen Naturſchilderungen die größten Erfolge, aber ihr Verhältniß zur Natur iſt ein ſehr verſchiedenes. In ſeinen Naturbildern malt Byron mit Virtuoſenhand den blendenden Glanz, das bezaubernde Antlitz, die farbenprächtigen Gewande oder auch die wilden Schreckniſſe ihrer äußern Erſcheinung; Lenau belauſcht ihr leiſeſtes Athemholen, ihre verſchwiegenen Geheimniſſe, die Tiefen ihrer Seele. Byron ſucht in ihr nach Contraſten, Lenau nach Symbolen. Auf Byron übt ihre Berührung eine beruhigende, beſänftigende Wirkung, er gebraucht ſie als ſchmerzſtillendes Heilmittel, oder doch als betäubendes Opiat: auf Lenau wirkt ſie erſt verſtimmend, niederdrückend und ſteigert in ihm das Gefühl der Krankheit und des Schmerzes; jenen lehrt ſie vergeſſen, dieſen ſpornt ſie zu neuem Denken. Für Byron iſt die Natur eine Befreierin, Erlöſerin, für Lenau eine ſelber noch Unfreie, des Mittlers und Erlöſers Bedürftige. Byron begibt ſich in die Einſamkeit, um den Menſchen, insbeſondere ſeinen Landsleuten zu entfliehen; Lenau, um Gott zu ſuchen. „Die Einſamkeit iſt die Mutter Gottes im Menſchen," ſchrieb er einſt aus dem alpenumſchloſſenen Neuberg an den Herausgeber dieſer Blätter. Uebte die lebende Natur auf Byron, ſo übte die abſterbende auf Lenau einen milderen, wohlthätigeren Einfluß; Jenen empört, Dieſen verſöhnt der Tod, weil Jener in ihm den Untergang, die Vernichtung ſieht, Dieſer aber das Leidensende und den Friedensbeginn. Lenau ſtudirt das Sterben in der ruhigen Miene einer Todtenmaske, Byron zeichnet die Verzerrung der Agonie und analyſirt die Verweſung. Die meiſten Schöpfungen Byron's theilen mit denen Lenau's, bei gemeinſamer Meiſterſchaft des Details, den oft gerügten Mangel an künſtleriſcher Compoſition und Rundung, das Fragmentariſche der Form. Wir wollen keineswegs die dichteriſche Unmacht, Ganzes zu ſchaffen, mit der Beſchönigung decken, die Poeſie ſey berufen, nur Stückwerk zu bringen; aber wir möchten doch geltend machen, daß die noch mitten in ihren Beſtrebungen begriffene, noch nicht abgeſchloſſene Poeſie der Neuzeit der feſten Grundlagen und durchgeklärten Anſchauungen entbehrt, welche früheren Dichterperioden in ihren claſſiſchen oder romantiſchen Elementen gegeben waren und künſtleriſchen Bildungen zu ſtatten kamen. Dem Unfertigen, Vereinzelten und Unabgeſchloſſenen der ganzen Culturepoche entſpricht das

Aphoriſtiſch-Rhapſodiſche der vorherrſchenden Kunſtform. Mag Byron an künſtleriſcher Begabung, ſo wie an Umfang und Mannigfaltigkeit des Talentes vielleicht überlegen ſeyn; an Tiefe des Geiſtes, an Achtbarkeit der Richtung und Geſinnung ſteht Lenau ihm keinesfalls nach; den Herzen wird dieſer immer der Nähere bleiben. Seelenbefreundet mit Hölty, geiſtesverwandt mit Byron, behält Lenau's Muſe noch immer ſo viel jenen Beiden Fehlendes und Fremdes, ſo viel Eigenthümliches und Urſprüngliches, daß ſeine dichteriſche Erſcheinung weder als eine Fortſetzung und Erweiterung, noch viel weniger als eine Nachbildung jener Beiden angeſehen werden kann, ſondern als ſelbſtſtändige Dichtergröße Anerkennung, als Lenau ſelbſt ſeine Bedeutung und Geltung behalten muß.

Werden ſpätere Tage, wird der Griffel der Culturgeſchichte einſt unſere, der Mitlebenden, enthuſiaſtiſche Vorliebe ſich aneignen, unſer Urtheil beſtätigen? Wir hoffen es mit einigem Grund. Mag eine kältere, entfernter ſtehende Kritik Lenau's Dichtungen als Kunſtwerken nur einen bedingten Werth zugeſtehen; auch wir vermiſſen darin die ruhige Objektivität und künſtleriſche Ganzheit, auch wir finden das Ueberwuchern einer Subjektivität, die jeden Gegenſtand zuerſt in ihr eigenes Dunkel taucht, bedenklich; aber wir wiſſen zugleich, daß nicht die tadelloſe Kunſtform, ſondern ein Höheres, die Gegenwart Ueberdauerndes, es war, was dieſen Dichter ſeinen Zeitgenoſſen ſo überaus werth gemacht hat, und wir finden gerade in dieſer künſtleriſch nicht einzudämmenden Subjektivität, welche, je ſchärfer ſie ausgeprägt iſt, um ſo tiefer wirkt, die Bürgſchaft der Dauer. Der Menſch in Lenau war größer als der Künſtler; ſeine geiſtige Erſcheinung hat etwas von bibliſchem Charakter. Wie jene heiligen Bücher nicht als Dichterwerke, was ſie doch ſind, ihre unvergängliche Bedeutung behaupten, ſo iſt auch bei Lenau die gewählte Kunſtform nur das Zufällige, das koſtbare, aber enge und zerbrechliche Gefäß für ein Unermeßliches, Ewiges, für die ſich offenbarende, große, wahrheitdurſtige und ſchmerzengetränkte Seele. Der Raum, den dieſe Dichtergeſtalt in der Culturgeſchichte unſerer Tage einnahm, wird, da deren geiſtige Rüſtung keinem Anderen paßt, unausfüllbar bleiben und wie eine lichtere Aetherſäule auch den Nachkommenden vorleuchten. Ihr Kämpfen und Leiden, ihr rein menſchlicher Inhalt, bleibt unverloren. Wird die Nachwelt dieſen vielleicht nicht ſo ganz verſtehen, wie die Mitwelt, deren eigene Seele in ihm wiederhallt, ſo wird ſie den Dichter doch lieben und ehren, wie wir, als einen der edelſten Märtyrer des ringenden Gedankens, als eines jener erhabenen Sühnopfer, welche, wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfſtadien auf dem Bildungsgange der Menſchheit bezeichnen. Sie wird, indem ſie die Sühne verſteht, nicht zugleich des Troſtes ſo bedürfen, wie wir, die Näherſtehenden, ihm wehmüthig Nachblickenden.

Gedichte.

Erſtes Buch.

Sehnsucht.

Digitized by Google

An meine Roſe.

Frohlocke, ſchöne junge Roſe,
Dein Bild wird nicht verſchwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerloſe,
Verweht in Abendwinden.

So ſüßer Duft, ſo helle Flamme
Kann nicht für irdiſch gelten,
Du prangſt am ſtolzen Roſenſtamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büſchen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten ſenken,
Wenn ſie in heilig ſtiller Ferne
Der Menſchen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinüberſehnen
Stets inniger umſchmieget,
Je länger ſich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nah'n die Augenblicke, — ſchwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendſchimmer;

Und ich, wie ſie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll ſüßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigenthume
In's Tiefſte meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich ſcheuen wird zu greifen,
Wenn endlich ſeine ſanften Finger
Mein Welkes niederſtreifen.

Reiſe-Empfindung.

Ich ſah in bleicher Silbertracht
Die Birkenſtämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu ſich hinein
Holdfremdlich mich zu winken.

Wie da im rothen Morgenſtrahl
Die Fenſterlein erglänzten;
Und wie ſo freudig Berg und Thal
Mit Roſen ſich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenſter klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unſchuld ſaß am Dache fromm
In ſtillen weißen Tauben.

Die Lerche ſang und ſchwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel ſchien
In's Thal herabzuſingen. —

Da meint' ich ſchon, das Fenſter ſoll
Sich freundlich mir erſchließen,
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

Du ſeligſte der Phantaſei'n!
Ach, wär es mir beſchieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im ſüßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch dieſen Hain zu wallen,
Zu lauſchen hier im Blüthenſtrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu ſchau'n im Herbſteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauſcht vom ſchmerzlichen Vergehn,
Mich traut an ſie zu ſchmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen ſänge,
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem ſtillen Sinnen,
Beſorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, ſieh, da öffnet ſich die Thür,
Der Zauber war geſchwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgeſpreugten Hunden.

Er grüßte mich mit raſchem Blick
Und ſtreift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm ſeinen Gruß zurück
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brauſen ſüdenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich ſchmuck ein Dörfchen ſteht,
Rings umrauſcht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens ſtillem Saume
Iſt ein Hüttlein hingeſtellt,
Das in ſeinem ſchmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entſprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein ſich,
Halten Dach und Wand umſchlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenſter blickt nun ſchweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Geſichtchen traurig neigend,
Blickt ſie nach dem Laubgebraus.

Und ſie ſieht's mit ſtillem Sinnen,
Und ſie ſieht es bang gerührt,
Wie die Waſſer niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauſcht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einſamkeit.

Frage.

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich ſah nur erſt dein holdes Angeſicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

In's Tiefſte iſt er mächtig mir gedrungen,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß ſterbend ward es von der Flut verſchlungen;
Das iſt der Liebe himmliſches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die ſo laut mein Herz durchſchlagen,

Wohin doch werden ſie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradieſesküſte? —
In der Verſtoßung trauervolle Wüſte? —

Dein Bild.

Die Sonne ſinkt, die Berge glüh'n,
Und aus des Abends Roſen
Seh' ich ſo ſchön dein Bild mir blüh'n,
So fern dem Hoffnungsloſen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein ſüßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube ſpielt
Der Abendwinde Säuſeln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuſeln! —

Es braust der Wald, am Himmel zieh'n
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden;
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schooß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht; —
Will's mich hinunter winken? —

Ghaſel.

Du ſchöne Stunde, warſt mir hold, ſo hold, wie keine noch,
Ich ſeh' dein Angeſicht erglüh'n im Roſenſcheine noch;
So ſah den Engel Gottes einſt mit Wangen freudenroth
Im Paradieſe lächelnd nah'n der Menſch, der reine noch.
Du kamſt mit ihr und flohſt mit ihr, und ſeit ich euch verlor,
Verſehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch,
Und fragte klagend mein Geſchick: „bewahrſt in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?"
Dort mocht' ich lauſchen ſpät und früh: wohl flüſtert's im Gezweig,
Doch immer ſchweigt noch mein Geſchick — ich lauſch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einſam
Dieſen Strom entlang;
Könnten lauſchen wir gemeinſam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zuſammenſchauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leiſe taucht hervor.

Freundlich ſtreut er meinem Blicke
Aus dem Silberſchein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum ſtillen Hain. –

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh' ich, wie hinab die ſchnellen
Unaufhaltſam fliehn.

Aber wo im ſchimmerloſen
Dunkel geht die Flut,
Iſt ſie nur ein dumpfes Toſen,
Das dem Auge ruht. — —

Daß doch mein Geſchick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, biſt du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht geſehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd ſtill zu ſtehn;

Wenn du über ſeinen Wogen
Strahleſt zauberhell,
Seh' ich ſie dahingezogen,
Ach! nur allzuſchnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht iſt finſter, ſchwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort die Nacht entlang,
Und finde keinen Troſt.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! ſo ſchmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner todten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr ſüßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbeſtund':

„Bezwinge fromm die Todesluſt,
„Die dir im Auge ſtarrt,
„Wenn man mich bald von deiner Bruſt
„Fortreißet und verſcharrt!“

Da unten brauſt der wilde Bach,
Führt reichen, friſchen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!“

Das klingt ſo lieblich wie Muſik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der todten Braut.

Stets finſtrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt ſich Donnerklang,
Der immer ſtärker ſchwillt.

O ſchlängle dich, du Wetterſtrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn.

Still iſt ſchon das ganze Dorf,
Alles ſchlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die ſo lieblich ſangen.

Dort in ſeiner Einſamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt ſtill und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüſtert ihm: willkommen!

Mich auch findeſt du noch wach,
Lieber Mond, wie dieſen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewieſen.

Mich umſchlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden.

Ferne, leiſe hör' ich dort
Eines Poſthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins ſo enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie ſo leicht einander doch
Menſchen ſich verlaſſen!

Luſtig rollt der Wagen fort
Ueber Stein und Brücken;
Stand nicht wer an ſeinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er ſtehn! die Thräne kann
Nicht die Roſſe halten;
Mag der rauhe Geißelſchwung
Ihm die Seele ſpalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauſchen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauſchen.

Ich gedenke bang und ſchwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir
Sind zurückgeblieben;

Dieſe ſchöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne ſie
Einſamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unſre Gräber, denket mein!
Sind ſchon ungeduldig! —
Daß wir nicht beiſammen ſind,
Bin ich ſelber ſchuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernſte, milde, träumeriſche,
Unergründlich ſüße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Dieſe Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einſam ſchwebeſt für und für.

An die Erſehnte.

Umſonſt! du biſt auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Raſt die Sehnſucht dich beſchworen;
Ihr Ruf durchklang die Einſamkeit vergebens.

Tief iſt mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl geneſen werde,
Es flüſtert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch iſt ſie nicht geboren dieſer Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wanderſängen
Das Mädchen einſt durch's Erdenthal geleiten,
Sie ſchlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einſt entgegenſtreuen Allen,
An welche ſie die ſchöne Gunſt verſchwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken ſie zur Kühle von Cypreſſen,
Und führen ſie, verſenkt in ſtilles Sinnen,
An deinen Hügel, mooſig und vergeſſen.

Dann irrt dein Geiſt um deine Aſche bange,
Dann zittern Geiſt und Staub, ſich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, ſtille ſtehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duftverlornen Gränze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeſchürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinüberſeh',
Ueberſchleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir iſt, als wohne drüben
Meine Braut und harr' in Schmerz,
Daß ich komme, ſie zu lieben,
Eh' verblüht iſt Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Flucht verſtreute Wonnethränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge ſich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein ſeh' ich funkeln,
Und der Sturm iſt aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

In der Wüſte.

Iſt's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, ſaget an!
Durch den Wüſtenſand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unſer Fuß im Staube
Spuren aus von ſeinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt ſie auf.

Einſam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh',
Und es flattern tauſend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Räthſelferne aus;
Doch der Strahl der Wüſte zündet
Sehnſucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer ſtets das Sehnen
In die Gruft aus dieſem Land,
Wo, nie ſatt, nach unſern Thränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne ſcheiden,
Und der müde Tag entſchlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, ſo ſtill, ſo tief.

Und ich muß mein Liebſtes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig ſäuſeln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein ſtilles, tiefes Leiden
Strahlſt du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo iſt dein Sternenlicht?“

Suchen den erloſchnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer,
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendſchein
An das öde Schilfgeſtade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn ſich dann der Buſch verdüſtert,
Rauſcht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüſtert,
Daß ich weinen, weinen ſoll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leiſe deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Geſang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie ſchwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu ſeh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

1.

Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeſchritten!

Wie feierlich die Gegend ſchweigt!
Der Mond beſcheint die alten Fichten,
Die, ſehnſuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Froſt! friere mir in's Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen ſeyn,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!

Stumme Liebe.

Ließe doch ein hold Geſchick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in ſtummer Wonne
Vor dem ſchönen Angeſicht
Dieſer himmliſchen Madonne! —

Wandel der Sehnſucht.

Wie doch dünkte mir die Fahrt ſo lang,
O wie ſehnt' ich mich zurück ſo bang
Aus der weiten, fremden Meereswüſte
Nach der lieben, fernen Heimathküſte.

Endlich winkte das erſehnte Land,
Jubelnd ſprang ich an den theuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimathlichen Bäume.

Hold, und ſüßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach ſo ſchmerzlichem Vermiſſen,
Hätt' ich jeden Stein an's Herz geriſſen.

Doch, da fand ich dich, und — todesſchwank
Jede Freude dir zu Füßen ſank,
Und mir iſt im Herzen nur geblieben
Gränzenloſes, hoffnungsloſes Lieben.

O wie ſehn' ich mich ſo bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einſam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verſtummen?
Und dieſe Wolken kummerſchwer,
Die mir dein Angeſicht vermummen,
Das erſt ſo froh geſtrahlt, woher?

„Siehſt du den blauen Berg dort ragen,
Der Felſen in die Lüfte hebt,
An welchen ſelbſt die Gemſen zagen,
Und der erſchrockne Jäger bebt? —
Von ſeinem Gipfel ſchleudre du
Ein Steinchen ſpielend in die Tiefen:
Du ſtörſt der Lüfte ſchwanke Ruh',
Und Nebel ſteigen, die dort ſchliefen.

So warfſt du, ſeine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Bruſt,
Ein Wörtchen, leiſe, aber mahnend,
Und ſieh, nun ſtieg der trübe Wuſt
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer ſtillen Nachtverſenkung."

Das todte Glück.

Leis' umrauſcht von Himmelsquellen,
Süße Sehnſucht in der Bruſt,
Saß ich einſt die mondeshellen
Nächte da in ſtiller Luſt.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen ſind verſiegt,
Und die Sehnſucht iſt verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du riefſt in böſer Stunde
Mit dem zauberiſchen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und ſchmiegte
Flehend ſich in deinen Arm,
Der es mild umſchlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeſchlummert, ſich verlor,
Nahmſt du ſtill und kaltbeſonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geſchliffen am Geſteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Athmete zum letztenmal.

Und du ſtießeſt leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahſt ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wanderer.

Am Strand des Lebens irr' ich, ſtarre düſter
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüſter,
Und höher ſchlägt die Flut an ihm empor.
O ſtrömt, ihr Thränen, ſtrömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längſtverlornen Minneſtunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberſchwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Aſche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Todten flattern mir vorüber,
Geriſſen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
Das Chriſtuskreuz, vor dem in ſchönen Tagen
Ein Kind ich, ſelig betend, oft gekniet,

Es hängt hinab vom Strande nun, zerſchlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltſame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauſchen
Meerüber her, bald tönt's in leiſen Chören,
Dann wieder ſchweigt's, und nur die Wellen rauſchen. —
Ein ernſter Freund, mein einziges Geleite,
Weist ſtumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er ſich an meine Seite:
Umarme mich, du ſtiller Todesmuth!

Unmuth.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange noch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif es, Sturm, mit deinem Wüthen,
Und streu' die Lappen in die Welt!

Zu ſpät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgeſungen;
Die holden Träume, ſeligen Gefühle
Erſtarben in der bangen Sommerſchwüle,
Mit der das Thatenleben angedrungen.

„Das Roß geſpornt! die Wehre friſch geſchwungen!“
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbath fächelt ſeine Kühle,
Wann Müden mich der ſtille Tod umſchlungen. —

Mir war's verſagt, in jenen Blüthentagen,
O Mädchen meiner Sehnſucht, dich zu finden;
Es ſuchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder ſchwinden,
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem todten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle.

Vergib, vergib, Geliebter, dem Geſange,
Der deines Schmerzes leiſen Schlummer ſtört,
Der dir Erinnerungen, ſüße, bange,
Herauf aus ihrer ſtillen Gruft beſchwört!

Gedenkſt du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgeſtreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Roſenblätter,
Denkſt du des Abends noch am Leithaſtrand?

Im Haine ſprang von Baum zu Baum die Röthe,
Sie wiegte ſich auf Wipfeln, miſchte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geflöte
Der Nachtigallen raſch vorüberfloh.

Wir aber ſchritten traulich durch die Schatten,
Und, ſüß geſchwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, ſprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Lottchens Hand den güldnen Ring.

Schon ſah mein Blick, der in die Zukunft ſpähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräthe
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft ſenkten ſich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen ſprach,
Sie ſchien ihr göttlich Angeſicht zu neigen,
Als ſänne ſtill ſie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Aethermeere,
Der Weſte Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leiſe Zähre,
Und ſelig irrten wir im Mondenſchein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den ſchönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir an's Herz mit rauhem Flügelſchlag.

Herein! herein! du finſterer Geſelle!
Du biſt in meiner Bruſt kein neuer Gaſt;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geſchlecht ſchon oft gerast!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich ſeh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Prieſter ſprach den Segen ob dem Paare,
Mir ſchien ein Mordgewölb' das Heiligthum,
Ich ſah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie ward die ſüße Schwätzerin ſo ſtumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer trüber,
Und thränenvoller ſtets wird deine Bahn;
O führe ſchnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichſte umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geſchirre,
Darein der Tod gepflanzt die Roſe bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerſtreich!

Wir ſind vorbei. Der Sturm lenkt ſein Gefieder
Zum dunkeln Horſte der Vergangenheit,
Und Wehmuth ſinkt an meinen Buſen wieder,
Die ſtille Freundin meiner Einſamkeit.

Einſt und Jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
„Wo ich einſt ſo ſelig war,
„Wo ich lebte, wo ich träumte
„Meiner Jugend ſchönſtes Jahr!“

Alſo ſehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimath mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde ſich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beſchieden,
Wiederkehr in's traute Thal;
Doch es iſt dem Heimgekehrten
Nicht zu Muth wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird ſo ſchwer mir,
Denn mein Liebſtes iſt ja fort.

Immer ſchleicht ſich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauſchen
Vom Geſtein, du trauter Bach;
Doch der Freund iſt mir verloren,
Der in dein Gemurmel ſprach.

Baum, wo ſind die Nachtigallen,
Die hier ſangen einſt ſo ſüß?
Und wo, Wieſe, deine Blumen,
Die mir Roſa ſinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten,
Und ſchaut mit Luſt des Lebens Morgenroth;
Auf ſeinem Antlitz ruht ein ſchön Erwarten,
Die Welt iſt Himmel ihm, der Menſch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen ſtreut ihm duft'ge Roſen
Mit leiſem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Koſen
Ein bunt Gevögel, ſingend wunderbar.

Seyd ſtille, ſtille, daß die flücht'gen Gäſte
Ihr nicht dem Jünglinge verſcheucht; denn wißt:
Die Jugendträume ſind es, wohl das beſte,
Was ihm für dieſe Welt beſchieden iſt.

Doch, weh! ihm naht mit eiſern ſchwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird ſo bange,
Da er ſie weiter ſieht und weiter ziehn.

Die Felſenplatte.

Dort am ſtillen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederſchäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einſam ſtill ein Mann — und träumt.

Hingeſenkt das gramesmatte
Angeſicht, ſo früh verblüht,
Starrt er auf die Felſenplatte,
Die vom Abendrothe glüht.

Wie er alſo unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantaſei'n.

Seiner Kindheit Spielgenoſſen
Tanzen luſtig drüber hin
Mit der Unſchuld ſüßen Poſſen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch ſein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die ſo manches Jahr ſchon ruhte
In dem öden Todtenſchrein.

Und nun ſieht er unter ihnen
Klar ſein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Bruſt,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Thränen, ſelig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut der holden Mähr;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat ſich heller angefacht.

Aus dem Felſengrunde ſprießen
Blumen auf mit ſüßem Hauch,
Und, die Stelle einzuſchließen,
Säuſelt rings ein Blüthenſtrauch;

Aus dem ſchwanken Blüthengitter
Strahlt ein Mädchenangeſicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiſer Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröthen
Flüſtert ſie: „bin ewig dein!“
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblaſſen,
Traurig ſchweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling ſteht verlaſſen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterſtrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hülleſt mir
Das Thal mit ſeinem Fluß,
Den Berg mit ſeinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich ſo traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängſt ſo traurig!
Die Saiten töuen nimmermehr,
Die längſt zerriſſ'nen wanken ſchaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten ſind zerriſſen,
Es ſchweigt dein ſüßer Liederklang,
Seit in des Buſens Finſterniſſen
Mir jede frohe Saite ſprang.

Mir ſank der Freund voll Jugendblüthe
Hinunter in die Todesflut;
Die meiner Lieb' entgegenglühte,
Nun bei den kalten Todten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entfloh'nen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus in's Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all' in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch fliehn im schenen Flnge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein über's Haideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunk'nen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, ſo treu und bieder!
Wohl mir, du biſt mir wieder nah!
Dein ſüßes Wort auch hör' ich wieder:
Mein holdes Mädchen, biſt du da? —

Doch nein! mich höhnten finſtre Mächte!
Wo iſt der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Diſteln ſaust der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einſt geſchworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das theure Erbe
Verblich'ner Jugend — ihre Freundſchaft ſterbe.

Du eilteſt im Vergeſſen! ungeduldig
Warfſt du dem Tod aus deiner Bruſt entgegen,
Was du nur allzubald dem herben ſchuldig,
Wenn's einmal aus iſt mit des Herzens Schlägen.
Nicht wollteſt du die Treu' im Buſen halten
Bis an der Gruft gebieteriſch Erkalten.

Wenn du tief ſchlummerſt unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährſt vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Roſenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie ſüß dann ſingen in den grünen Hallen
Von Roſenduft berauſchte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergeſſen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Deß volles Herz gleich glühend, unermeſſen,
Dem Jugendideal und dir geſchlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und Beides ſah er mährchenhaft zerſtieben.

Gleichwie Nachtlüfte weh'n in Blüthenhagen,
Wehmüthig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüſche klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren:
So ſollte dieſes Lied mit ſeinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüthe ſchauern.

Jedoch umſonſt, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiſer Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude ſchüttern.
Hat doch der Froſt, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbſtgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die ſanften Klagetöne ſchärfen,
Seh' ich den Freund, mir einſt vor allen theuer,
Mein Herz in frohem Uebermuth verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub iſt ſeine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß ſie dich führe längſtverlaſſ'ne Pfade,
Und daß ſie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abſchiedsfeſte lade;
Denn unſre Freundſchaft will ich nun beſtatten
Auf ewig in der Wehmuth tiefern Schatten.

Frühling.

Digitized by Google

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß;

Und ſchickt ſich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die der in ſeiner Eiſesfalle
So ſtreng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz,
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.

Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Buſen greift der Loſe
Und zieht ihr ſchmeichelnd keck
Das ſanfte Veilchen und die Roſe
Hervor aus dem Verſteck.

Und ſein geſchmeidiges Geſinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Raſch über manche Kluft,
Und ſchleudert ſeine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche ſelig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern ſchmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da ſind, ſo weit die Blicke gleiten,
Altäre feſtlich aufgebaut,
Und all' die tauſend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Roſen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele ſchwillt und mündet
Hinüber in den Opferſtrom.

Der Gefangene.

Was trug er auch ſein Haupt ſo frei, ſo ſtolz!
Wollt' edler ſich als ſeine Treiber fühlen!
„Der Hirſch" von Schleifer.

Der Frühling iſt zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf iſt durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat ſie vom Traume ſich emporgerungen,
Der ihren Buſen deckte ſchwer und kalt.
In alle Fernen iſt der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, ſüßlockender Gewalt,
Daß ihres Neſts die Schwalbe nun gedenket,
Weit über's Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß ſeinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlaſſend ſchnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter ſenket
Auf ſie die Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüthen haben ſich geſchmückt die Bäume,
Daß ſie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden,

Schon ſingt und bringt uns Paradieſesträume
Im Blüthenſtrauche dort die Nachtigall;
Melodiſch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenſchall.
Der Wildbach ſtürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenſtrom, dem Lenz entgegen;
Froh ſonnen ſich der Alpe Felſenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der ſchüttelt ſich den Winter ab, den trägen,
Und ſchleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnſucht harrt er ſchon der Alpenroſe,
Der holden Freundin, die der Lenz verſprach,
Die jährlich ihn beſchleicht auf weichem Mooſe. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verſchwendend rings die ſchönen Freudenlooſe.
Doch Einen weiß ich, der ihn darf nicht ſchauen,
Und nicht, was Gott durch ihn geſandt, genießen,
Weil finſtre Kerkerwände ihn umgrauen,
Und rauhe Feſſeln ehern ihn umſchließen.
Nicht hört er Vogelſang im Walde tönen,
Nicht ſieht er, wie ſo ſchön die Blumen ſprießen.

Er hört nur ſeinen eignen Jammer ſtöhnen;
Für Nachtigallenſang und Taubengirren
Hört er die Wand ſein Klagen wiederhöhnen
Und, regt er ſich, die Eiſenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröſter, ſich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das ſchwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingeſperrt zu dieſem Armen.
In ſeinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnſucht nach ſo Manchem, was ihm theuer.
Oft ſpringt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er ſucht ſein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter raſſeln ſeine Bande,
Und felſenfeſt verſchloſſen bleibt das Haus.
Ermattet ſinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmuth weicht des Zornes Braus;
Dumpfſchweigend ſitzt er da, und ſtarret ſo
Das ſchwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte deſſen haben keine Acht;
Ihm wird in ſeiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,

Zur gliederloſen, ſtarren Ewigkeit.
Soll zählen er ſie wohl nach ſeinen Thränen?
Und meſſen, wie ſie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach ſeinem Sehnen? —
Er wird ſein hart Geſchick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es iſt ein eitles Wähnen;
Denn „ſterben ſoll er in den Kerkermauern!“
So klangen ſeines Richters grauſe Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen ſchlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus dieſem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich ſterben immerhin zur Stelle,
„Ich klage meiner Todesſtunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerſchwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch ſich ſonnen!
„So wie der müde Wandrer an der Quelle,
„Schlaf' ich an deinem ſüßen Strahlenbronnen,
„Und träume, was ich ſterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
Warum hat Der ein ſolches Loos gefunden? —
Er fleht umſonſt, er hat zu viel verbrochen,
Hat ſich des Allzukühnen unterwunden:

Hat Wahrheit dem Tyrannen laut geſprochen
Und ihm erzählt der Menſchheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Geſetze Buch
Den Tod, — der Zwingherr hat es ſelbſt geſchrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrſchers milder Gnade;
Sie will zu ſchonen manchmal auch belieben,
Sie tödtet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menſchenliebe wagen,
Und wußte doch, daß ſie den Donner lade,
Der in die Nacht ſein Haupt nun hingeſchlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muthe,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute,
Und hält ihm vor das bleiche Angeſicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Alſo behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einſt die ſchöne Freiheit trug,
Als ſie geführt den vollen Freudenchor,

Eh' des Tyrannen Fauſt ſie frech erſchlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauſchen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich ſeh' das ſchlanke Reh im Dickicht lauſchen;
Nun ſchrickt es auf, und fort iſt ſeine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Luſt zu tauſchen,
Mit Blüthen und Geſängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß ſie verfolge Trauerſcenen nur,
Und ſich ſtatt Blumen ſammle bittre Zähren,
Und in den Kerker dort zu Jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, ſein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn ſenket in die andre.

Aſyl.

Hohe Klippen, ringsgeſchloſſen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüſternde Genoſſen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Geſange
In den ſchönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In ſo dunkeln Einſamkeiten.

Weiches Moos am Felsgeſteine,
Schwellend ſcheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier ſo leiſe,
Räthſelſtimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaiſe
Zittert ſtill im Abendſchauer.

Und kein Bach nach dieſen Gründen
Darf mit ſeinem Rauſchen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er ſtilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felſen ſorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, ſingend,
Seyd doch nicht ſo ausgelaſſen,
Ungeſtüm an's Herz mir dringend;
Laßt allein mich zieh'n die Straßen!

Vieles iſt vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbſt geregnet.

Winter kam hereingeſchlichen
In mein Herz, die Thränen ſtarben,
Und ſchneeweiß ſind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All' ihr frohen Bundsgenoſſen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeſchloſſen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenſtunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leiſe Liebeskunde.

Selig lauſcht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den ſchönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Thau getränket,
Das einſame zittert froh,
Daß der Himmel ſein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er ſingt ein ſüßes Hoffen.

All' das frohe Lenzgeſchick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur ſein ſtummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Alſo in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Iſt ein Blick mir, ſtill und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüthen, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge
Stürzen an's Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ich's verrathen euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blüthenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildniß trage?

Liebe und Vermählung.

Erſte Stimme.

Sieh' dort den Berg mit ſeinem Wieſenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niederſprüht;
Wie ſehnt er nach der Wolke ſich ſo bange!

Dort ſchwebt ſie ſchon in ihrem luft'gen Gange,
Auf deren Kuß die Blumenfreude blüht;
Wie flehend ſich um ihre Neigung müth
Der Berg, daß ſie ſein Felſenarm umfange

Sie kommt, ſie naht, ſie wird herniederſinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in ſeinen heißen Buſen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beſeelung
Wird, was an ſchönen Blüthen in ihm ſchlief,
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh' hier den Bach, anbei die Waldesroſe.
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuſchungsvollen Looſe
Getreuer viel, als Berg und Wolk', erzählen.

Die Roſe lauſcht in's liebliche Getoſe,
Umſungen von des Haines ſüßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruheloſe,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein ſchönes Spiel! ſo lang der Frühling ſäumt,
Die Roſe hold zum Bach hinunter träumt,
Solang ihr Bild in ſeinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten ſie vom Strauche jagen,
Wenn ſie vom Bache wird davon getragen,
Dann iſt ſie welk, der Zauber iſt verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du biſt es, blüthenreicher
Baum, das iſt dein ſüßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blüthenzweigen
Tönte Nachtigallenſchlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten ſelig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß ſo herrlich du vor Freude
Blühteſt über unſern Bund.

Treulos hat ſie mich verlaſſen;
Doch du blühſt wie dazumal,
Kannſt dich freilich nicht befaſſen
Mit der fremden Liebesqual.

Digitized by Google

„Allzulieblich ſcheint die Sonne,
„Weht der Linde Maienwind,
„Und das Blühen und die Wonne
„Allzubald vorüber ſind!“

Mahnend ſäuſeln mir die Lehre
Deine frohen Blüthen zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh'.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüſtert ihr ſo bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und ſtörriſch klagt der trüben Welle Gang:
Das iſt des holden Frühlings Todesſtunde!

Der Himmel, finſter und gewitterſchwül,
Umhüllt ſich tief, daß er ſein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch ſein Kind, ſein liebſtes, Philomele.

Wenn ſo der Lenz frohlocket, ſchmerzlich ahnt
Das Herz ſein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine toſen:
Doch lächelnd ſtirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut ſtill verſtrömend, ſeine Roſen.

Herbſt.

Digitized by Google

Herbſtgefühl.

Mürriſch brauſt der Eichenwald,
Aller Himmel iſt umzogen,
Und dem Wandrer rauh und kalt
Kommt der Herbſtwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbſteszeit
Mordend hinfaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldesſteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reiſepfad verderben,
Daß ich lieber halte ſtill,
Gleich am Orte hier zu ſterben.

Herbſtklage.

Holder Lenz, du biſt dahin!
Nirgends, nirgends darfſt du bleiben!
Wo ich ſah dein frohes Blüh'n,
Braust des Herbſtes banges Treiben.

Wie der Wind ſo traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeſeufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder iſt, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeſchwunden.
Fragend rauſcht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz ſein Glück gefunden?“

Waldesrauſchen, wunderbar
Haſt du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Scheiden.

Dahin ſind Blüthen jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, ſangverlaſſ'nen Strauch
Weht nun des Herbſtes einſam kühler Hauch:
Mein Glück iſt mit dem Laube abgefallen!

Das iſt der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das iſt der Büſche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehen ſüßer Leidenſchaft
Unfeſſelbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderſt fort, du willſt die Welt durchmeſſen;
Hier iſt der Pfad, ſo ſchlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, in's Vergeſſen! —

„Das Schiff bewegt mit ſeinem Reiſedrange
Und ſtört empor die See aus glatter Ruh':
Doch iſt es fort, ſchließt ſich die Welle zu,
Gleichgültig wallt ſie fort im alten Gange.

Siehſt du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von ſeinem Fortſchwung wankt und bebt der Aſt
Ein Weilchen noch, und kehrt zur alten Raſt;
Und deine Klagen werden bald verſiegen!“

Die Wurmlinger Kapelle.[1]

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt ſie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einſt bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Prieſterwort und Feſtgeſang
Säuſelten um mich wie Träume.

Und Maria's ſchönes Bild
Schien vom Altar ſich zu ſenken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Röthlich kommt der Morgenſchein,
Und es kehrt der Abendſchimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menſchen kommen nimmer.

[1] In Würtemberg bei Tübingen.

Leiſe werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verſpätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber ſtille Schaar
Liegt ſo traulich vor der Schwelle.

Freundlich ſchmiegt des Herbſtes Ruh'
Sich an die verlaſſ'nen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles ſchlummert, Alles ſchweigt,
Mancher Hügel iſt verſunken,
Und die Kreuze ſtehn geneigt
Auf den Gräbern — ſchlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt ſein Laub zu Boden wallen,
Wie ein ſchlafergriff'nes Kind
Läßt ſein buntes Spielzeug fallen. —

Hier iſt all' mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerfloſſen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umſchloſſen.

Sommerfäden.

Mädchen, ſieh', am Wieſenhange,
Wo wir oft gewandelt ſind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie ſonſt, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter ſpinnet loſ' und leiſe
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eiſe
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbſt.

Nun iſt es Herbſt, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
Den Lenz und ſeine Nachtigallen
Verſäumt' ich auf der wüſten See.

Der Himmel ſchien ſo mild, ſo helle,
Verloren ging ſein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde ſangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb verſäumt;
Der Herbſt durchweht mich trennungſchaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbſtentſchluß.

Trübe Wolken, Herbſtesluft,
Einſam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie ſtille! wie verlaſſen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo ſind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen ſind verronnen!

Es iſt worden kühl und ſpät,
Nebel auf der Wieſe weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — Alles flieht und ſcheidet.

Herz, vernimmſt du dieſen Klang
Von den felsentſtürzten Bächen?
Zeit geweſen wär' es lang,
Daß wir ernſthaft uns beſprechen!

Herz, du haſt dir ſelber oft
Wehgethan, und haſt es Andern,
Weil du haſt geliebt, gehofft;
Nun iſt's aus, wir müſſen wandern!

Auf die Reiſe will ich feſt
Ein dich ſchließen und verwahren,
Draußen mag ein linder Weſt
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unſern letzten Gang
Schweigſam wandeln und alleine,
Daß auf unſern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Phantaſieen.

Digitized by Google

Die Zweifler.

Zwei Freunde traten ſchweigend ein
In einen blüthenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien ſchwellend ſich hervorzudrängen.
Aus Büſchen ruft die Nachtigall
Hervor in ſchmerzlich ſüßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod ſanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben ſoll.
Die Freunde ſchwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd ſprach;
Viel Blumen ſtanden bunt herum
Und wiegten ihre Häupter ſtumm,
In das geſchwätzig muntre Rauſchen
Des Baches froh hinabzulauſchen,

Wie Kinder lauſchen, frohgeſpannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von ſchönen Wundern viel erzählt
Auf ſeiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du rufſt vergebens
Um Dauer dieſes Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendroth,
In ſeinem Durſte wird der Tod
Hinweg dein ſüßes Lied auch trinken,
Du wirſt vom ſtillen Aſte ſinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Mährchen, das der Wandrer ſpricht;
Seht, ſeht, ſchon ſchwillt er brauſend an,
Im Walde ſchon die Stürme nah'n;
Der Donner kommt, und voller ſchwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schooß!
Wie dort die Roſenſtaude bebt,
Nun ſich zu ihr der Wilde hebt!
Sie ſchwankt in ihrem Blüthenkleid,
Da ſie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Burſche ſeine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —

Der eine von den Freunden ſann
Hinunter in den Wogendrang,
Und ſeine Stimme nun begann
Zu tönen, ernſt, wie Grabgeſang:
Vergänglichkeit! wie rauſchen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth ſo laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz ſich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenſchlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltſam flute,
Iſt Mancher doch, der ſie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer freſſen
Und du zum Meer hinwucherſt, unermeſſen;
Doch ſteh'n an deinem Ufer frohe Thoren,
In ihren Traum „Unſterblichkeit" verloren.
Am Ufer? — nein! es iſt von deinem Bronnen
Tiefinnerſt jede Creatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufſehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geiſt ſie einſt empfangen:

Ich habe mich getäuſcht! ich ſeh' erbleichen
Die Sterne ſelbſt und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, ſie ahnen,
Daß ſie nicht ſicher ſind auf ihren Bahnen;
Sie ſchauen, wie es wächst, das grauſe Meer,
Und fürchten wohl: — mir ſagt's ihr zitternd Blinken —
Einſt wird vom raſchen Flug ihr ſtrahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, herunterſinken.
Dann brütet auf dem Ocean die Nacht,
Dann iſt des Todes großes Werk vollbracht;
Dann ſtockt und ſtarrt zu Eis die grauſe Flut,
Worin der Wunſch des finſtern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie Alles nun ſo ſtill, ſo dunkel iſt;
Er lächelt dann voll ſelbſtzufried'ner Freude
In ſeine Welt, in ſeine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eiſes ſtille Haide
Nur noch von ſeines Lächelns Widerſchein! —
Der And're ſprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenſeits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit ſeinem Zorne niederſchlägt.

Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe ſich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß ſie von dieſer Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unſrer Bruſt, voll Wunden,
So traute Herberg' ſtets gefunden. —
Solang dies Herz auf Erden ſchlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verſchwinden —
Ein Loos der Sehnſucht werth zu finden.
Und ſchlaf' ich einſt im Grab ſo tief,
Und tiefer, denn als Kind ich ſchlief,
So mag der Tod ſich immerhin
Davor als Wächter ſtellen hin:
Er ſteht am ſtillen Grabverließ,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch iſt es anders mir beſchloſſen,
Soll drüben neu mein Leben ſproſſen:
Werd' ich gelaſſen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wiſſen. Handeln.

Ein allegoriſcher Traum.

Schon iſt der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht ſchon aus dem Wege. Sey willkommen,
O Dunkelheit, im ernſten Eichenthal! —
Hier zünd' ich Nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und ſtarre ſtumm hinein;
Und ſchwillt die Flamme, wird ſie ungeheuer,
Ich ſteh' dabei und ſtarre ſtumm hinein.
Gelockt vom Scheine, ſchwirren dann in Schaaren,
Wie Mücken auf der Lüfte laner Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiſer in die Glut.
Sie ſingen mir, um's Feuer dicht gekauert,
Viel' längſt verklung'ne Melodieen vor,
Wie einſt gejubelt ich, und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie ſingen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einſt ſo hold, ſo traut,

Umſäuſelt von Heſperiens Blüthenbäumen,
Entgegentrat als eine ſchöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umſchlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entſprungen,
Flog mir an's Herz, das ihm entgegendrang.
Die ſchöne Braut gab mir die Hand zur Reiſe,
Und ſelig ſchritten wir und raſch dahin;
Wir ſah'n am Himmel goldne Wolken zieh'n,
Voreilend trat die Freude uns die Gleiſe.
Wir wallten durch des Glaubens Paradieſe,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wieſe
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beſchwingte Sehnſucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schweſter, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unſrer Bruſt erwacht,
Erwacht und Gottes ſüßen Namen ſingt
Und aus der Bruſt zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbraust,
Mit fliegender Locke, mit rauſchendem Nachtgewand,
Die Harfe ſchlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Thal und Gebirg', durch Meer und Wüſtenſand.

Wie zwingt er die Donneraktorde hervor aus den Saiten!
Wie ſucht ſein ſtrahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauſcht und ſpringen
Vom ſchaukelnden Schooße des Schlummers zu Gott empor,
Und taumeln entzückt in die Arme ſich und ſingen:
„Allmächtiger Gott!“ im tauſendſtimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und ſeine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erſchütterten Buſen wieder;
Tief ſeufzen die Wälder und neigen ihr Angeſicht,
Die Ufer faſſen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnſuchtergriffen, ſtürzen vom Fels ſich herab
Die Tannen und ſuchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Geſang durchtönt die glühende Wüſte,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es ſchweigt ſein blutig' Gelüſte,
Er flieht zur Höhl' und zittert ſein Gebet.
Dem Menſchen entſtürzt der Thränen ſeliger Schwall,
Und lauter ruft im Buſen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradieſe,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wieſe
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umſtrahlt vom ew'gen Morgenlicht,

Die ſchönſte Liebesblüthe Gottes tragend,
Des todten Heilands lächelnd Angeſicht.
Und in der Forſchung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeſeelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Luſt verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durch's Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu ſuchen der Erkenntniß hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entſchlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch haſcht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz ſich ſehnte,
Deß Gliederbau ſich rings in ſtolzem Drang
Unüberſehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich ſtand entzückt und lauſcht' erwartungsbang:
Da hört' ich leiſe räthſelhaftes Flüſtern
Im dunkeln Laub, raſch flog von Aſt zu Aſt
Mein Blick empor und fragte jeden lüſtern:
Trägſt du vielleicht der Früchte ſüße Laſt?
Nun ſah ich ſie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele ſeufzte heiß empor,

Der gold'nen Frucht erquickend' Süß zu trinken;
Da ſprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl ſiehſt du hier die gold'nen Früchte ragen;
„Doch zarte, ſchwanke Zweige halten ſie,
„Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
„Drum klimme nicht, du pflückſt die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen:
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erſte Thränen rannen,
Als ich in's bleiche Antlitz ihr geſchaut.
Am Fußgeſträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der ſo lieblich ſie umfangen,
Und ihr entſanken alle Reize, todt,
Wie, froſtverhaucht, der Roſ' ihr welkes Roth.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
„Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen,
„Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
„Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
„Die Schönheit friſch auf deiner Wange keimt,
„Die du verlorſt am unheilvollen Strauche!"
Doch all' der Troſt war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe ſuchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —

Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob ſich ein ſtolzer Bau vor unſerm Blick.
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Raſt
Ein Menſchenſchwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glaſt.
Dort ſaß erhöht in einer Niſche, ſchweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Geſtalt, und ſchien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauſchen dem entbrannten Kampfesmüh'n.
Schnell lief durch's wirre Volk ein Jubelklang,
Und, ſieh'! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunſt hoch aufgebläht, und ſchwang
Zur Niſche ſeinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
„Und blutig biſt, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen ſagen,
Als nähm' ſie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeiſtert auf und feierlich
Ein Sängerchor und ſang zum Harfenſpiele:
„Wie lieben wir, erhab'ne Mutter, dich!"
Doch dieſe ſchwieg, ob ſolches ihr gefiele.
Zur Niſche ſtreckten Viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!"

Und Zepter taucht und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer ſaß das Weib in ſtummer Spähe,
Da trat ich forſchend zu in ihre Nähe:
Todt war ſie, todt! — In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames ſtille Siedelei;
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, ſtumm und düſter,
Die ſchöne Hellas, bang mit Klaggeflüſter,
Und, ihren Schweſtern traulich ſich vereinend,
Germania, die gute, leiſe weinend. — —
Das Schickſal ging nun finſter mir vorüber,
Mit Majeſtät und Schrecken angethan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Haideland, verlaſſ'ner ſtets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur ſtillen Feier
Den Gram das Schickſal um dein Angeſicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der feſter ſich um deine Züge flicht.
Erſt wenn wir uns zu ſeligem Vergeſſen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angeſicht ſich ab,
Und hängt ſich an die ſäuſelnden Cypreſſen

Haidebilder.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düst're Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Haideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehſt unſer Hüttlein du im Abend ſchimmern? —
Es lacht hinaus in's öde Haideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entſchwand,
Und nicht ein finſt'res Paar von Menſchentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schooß
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heit're Miene ſich erhalten.
Hier ſah man einſt in ſchönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide ſpringen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
Und im Getreide hell die Wachtel ſchlagen.
Hier zog der Pfad durch friſche Wieſengründe,
Daß Abends er dem fröhlichen Geſellen
Den ſchnellſten Weg zu ſeinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld ſeine gold'nen Wellen,

Und Alles ſchläft in tiefer Haideruh';
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd ſeine grünen Lippen zu;
Und rings umher Vergeſſen und Verſchwinden.
Das Hüttlein nur mit ſeinem Lindenbaume
Iſt nicht erwacht aus ſeinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenſeits unſrer Haide;
Ob längſt das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde thut, wie einſt noch immer froh,
Und ſchmückt ſich gerne mit dem Blüthenkleide;
Getreu der alten, ſchon gedankenloſen
Gewohnheit, trägt ſie jährlich ihre Roſen. —
Hab' meine Luſt, im Hüttlein dort zu hauſen,
Es iſt ſo leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brauſen,
Wenn unſer Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendſtunden,
Wenn ſchon der letzte Sonnenſtrahl geſchwunden;
Wenn hell zu Sternen Sterne ſich geſellen,
Und unſre Hunde auf zum Monde bellen,
Weil ſich der ſtille, blaſſe ſchleicht heran,
Als wollt' er diebiſch unſrer Hütte nah'n
Und uns mit ſeinen leiſen Silberhänden
Den leichten Schlaf durch's Fenſterlein entwenden. —

Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — ſagteſt du — zum Mondenſchein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich ſollen,
Als einſt der laute Ruf zur Schlacht erſchollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauſchten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerriſſ'ne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebroch'ne Waiſen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch, — vom böſen Wetter
Napoleon geſagt aus Frankreichs Auen: —
Das Alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zuſammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Ariſtokraten
Sich ſchwelgend mäſtet, da zu ihrer Schmach
Im Lande zieh'n verſtümmelte Soldaten
Und betteln müſſen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir geriſſen,
Den ſchlechten Reſt dem Hunger vorgeſchmiſſen.

Das ſind die Menſchen ohne Dank nicht werth,
Daß ich für ſie gezogen einſt mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Haide
Umhinke, deinen Biſſen trag' im Magen,
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis dieſe dumpfe Trommel ausgeſchlagen
Den Trauermarſch: das Herz da — ſtille ſteht,
Und den vergeſſ'nen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich tröſten wollen mag ein bitt'rer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark geſenkt;
Hier ſteht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram ſich lagern,
All' ſeine Götterkräfte laß erglüh'n,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein ſchaffe und ſie wieder mache blüh'n:
Wird er den Seelenwurm hinausbeſchwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerſtören?! —
Daß einen treuen Freund an mir du haſt,
Bis ſie mir einſt im Dorfe drüben läuten,
Wenn ſie mich tragen zur erſehnten Raſt,
Das iſt wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —

Die Sonn' iſt unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbſtwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura ſchwor!
Hörſt du die Wildgans in den Lüften ſchnattern?
Das kündet Froſt, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böſe Sippe
Von Nachtgeſtalten der Vergangenheit.
Nun mag ich flieh'n durch Gräſer und Geſtrüppe,
Sie folgt mir ſtets, ſie ſpottet ſtets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
„Haſt du's noch nicht erſäuft mit deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingeh'n und träumen laſſen,
So folgt es höhnend mir durch dieſe Haide,
Und läßt nicht raſten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh' nicht ſo ſchnell vorüber
An dieſer ſtillen Haide,
Zieh' nicht ſo ſcheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh' ſtill bei meinem Weh'!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen,
Und bluten aus der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue ſchlug.

Und kommſt auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hauſe,
So ſtürze dich als Regen
Herunter mit Gebrauſe,

Daß ſie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag' an die Fenſterſcheibe,
Und ſchlag' an ihre Thüre,
Und ſey dem falſchen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die ſie mir weinend ſprach,
Und die ſie lächelnd brach.

Und will ſie das nicht hören,
So magſt von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlied!

Die Haideſchenke.

Ich zog durch's weite Ungarland;
Mein Herz fand ſeine Freude,
Als Dorf und Buſch und Baum verſchwand
Auf einer ſtillen Haide.

Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterſchwer,
Und leiſe Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als ſie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu raſtlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitſcht den Grund geſchwind
Zurück mit ſtarken Hufen,
Wirft aus dem Wege ſich den Wind,
Hört nicht ſein ſcheltend Rufen.

Gezwungen iſt in ſtrenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrſcht des Reiters Kraft,
Um ſeinen Bauch geſchlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verſchwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal ſie verſchlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu ſehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen ſchwarzes Wehen.

Die Wolken ſchienen Roſſe mir,
Die eilend ſich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchſprengten;

Der Sturm, ein wack'rer Roſſeknecht,
Sein munt'res Liedel ſingend,
Daß ſich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel ſchwingend.

Schon rannten ſich die Roſſe heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide ſank ihr Schweiß
In ſchweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es ſchwieg der Sturm, das Wetter ſchwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenſter blinken.

Am Giebel tanzte wie berauſcht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauſcht,
Hört' ich Geſang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und ſetzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte ſich
Der Tanz im raſchen Fluge.

Die Dirnen waren friſch und jung
Und hatten ſchlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Burſche — waren Räuber.

Die Hände klatſchten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eiſen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weiſen.

Ein Räuber ſingt: „Wir ſind ſo frei,
So ſelig, meine Brüder!“
Am Jubeln ſeines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann ſitzt, auf ſeinen Arm
Das braune Antlitz ſenkend,
Er ſcheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an ſein Schickſal denkend.

Das Feuer ſeiner Augen bricht
Hindurch die finſtern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büſche iſt zu ſchauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genoſſen,
Seh' ich das leere Weingeſchirr
Ihn kräftig niederſtoßen.

Ein Mädel ſitzt an ſeiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht ſein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf ſeines Kinds Geſchick
Mit heimlichem Beklagen —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude ſüßes Raſen ſteigt
Laut auf zum höchſten Brande.

Und ſelbſt des Hauptmanns Angeſicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich ſah der Sterne ſtrahlend Heer,
Des Mondes Bölle ſchweben.

Der Hauptmann auch entſchlich dem Haus;
Mit wachſamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre ſchon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leiſe nicht der Grund verrieth
Anſprengende Huſaren.

Er hörte nichts, da blieb er ſteh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu ſeh'n,
Als möcht' er ſagen gerne:

„O Mond im weißen Unſchuldskleid!
„Ihr Sterne dort unzählig!
„In eurer ſtillen Sicherheit,
„Wie wandert ihr ſo ſelig!"

Er lauſchte wieder — und er ſprang
Und rief hinein zum Hauſe,
Und ſeiner Stimme Macht verſchlang
Urplötzlich das Gebrauſe.

Und eh' das Herz mir dreimal ſchlug,
So ſaßen ſie zu Pferde,
Und auf und davon im ſchnellſten Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Geſellen,
Und ſpielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauſcht auf weiter grüner Haide;
Hier lebt die Erde ſtill und arm und trübe;
Das Wäldchen iſt ihr einziges Geſchmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einſam arme,
Den Brautſchmuck aufbewahrt, daß ſie die Blicke,
Die thränenvollen, ſpät daran erquicke,
Wird ſie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen Alles öd' und einſam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wieſengrund zu ſeh'n
Bis an die Gränze, wo die Wolken geh'n,
Wo Haid' und Himmel zweifelnd wird gemeinſam.
Strohhütten ſteh'n umher zerſtreut im Haine;
Hier hat ein traulich ſtilles Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch iſt kein Menſchenleben ohne Wunden.
Die Linde ſäuſelt, blüthenreich und hoch,

Die Sonne geht im Weſten ſtill verloren,
Und auf den Blüthen, die ſie jüngſt geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch ſtrahlen ſie zum letztenmal auf einen,
Um deſſen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie ſtellten ſeine Bahre an die Linde,
Als ſollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der ſchon als Jüngling hat hinſterben müſſen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Roſenkränzen ſchmücken ihn Jungfrauen,
Und Aller Blicke haften ſchmerzumfloſſen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genoſſen,
Sein Bild ſich recht in's treue Herz zu ſchauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,
Benetzend ſie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling ſollen folgen in ſein Grab
Die ſchlichten Zeichen ſeiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten ſummen noch die Lieder,
Die dieſer Flöte einſt ſo froh entquollen,
Und die auf immer nun ihm ſchweigen ſollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Haide hergezogen,
Gejagt, ſo ſcheint's, von drängender Gewalt,

Das Haupt von greiſen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben ernſt und ſchroff herein
Wie altes, längſt verwittertes Geſtein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart ſo hell,
Wie düſterm Fels entſtürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als ſäh's auf dieſer Erde nichts mehr gern.
Das Auge ſcheint mit ſeiner Glut zu ſagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unſtäten Fuß,
„Ich hätte längſt mit eklem Ueberdruß
„Vor dieſer Welt die Thüre zugeſchlagen!"
Der Wandrer iſt der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, raſtlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leiſe,
Und ſpricht im bang erſchrock'nen Hirtenkreiſe:
„So! betet ſtill, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf iſt gut, o dieſer Schlaf iſt gut!
Wenn er auch Thoren eures Gleichen ſchreckt.
O ſüßer Schlaf! o ſüßer Todesſchlaf!
Könnt' ich mich raſtend in die Grube ſchmiegen!
Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen!
Den ſchon ſo früh dein milder Segen traf!

Den Staub nicht ſchütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tiefbehaglich iſt die Todesmuße!
Das Auge feſtverſchloſſen, ohne Thränen:
Die Bruſt ſo ſtill, ſo flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, verſunken, ohne Klage,
Verſchwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er ſtarb in ſeinen Jugendtagen;
Er hat gar leicht, vom Schickſal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umſonſt Verrath geſponnen.
Sein Herz iſt ſtill; das meine, ohne Raſt,
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Haſt,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und ſeinen Sabbath find' in kühler Erde.
Es ſchläft der Menſch in ſeiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmliſch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm an's Herz das Leben greift,
Den ſchönen Traum von trunk'ner Stirne ſtreift,
Und ihn mit kalter Hand in's Wachen ſchüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Den hat die kalte Fauſt noch nicht erfaßt,
Er iſt, unaufgeſchreckt vom Traum, erblaßt;

Ich ſeh's an ſeinen ruhig ſchönen Zügen,
Die, ſelig lächelnd, faſt den Tod verhehlen,
Und immer noch das Mährchen ſtill erzählen,
Die Erde noch zum Paradieſe lügen!"
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthentreiben und zerſtören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleicheſt mit dem wüſten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten ſchlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu ſchildern,
Und, blöd begafft, belauſcht, neugierigen Leuten,
Was ſie gedacht, was ſie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und friſch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tiſch,
Den Glauben äffend mit prophet'ſchen Spuren;
Doch immer ſind's die nämlichen Figuren!
Ich ſchaute zu ſeit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieſer Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!

Balſamiſch rieſelt ihre friſche Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle.“ —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verſchließen,
Starrt Ahasver auf's Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erſchrecke,
Aus ſeinem finſtern Auge Thränen fließen:
„Hier iſt ſein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einſt gekommen, ſchmachtend und entkräftet,
Der einſt vor meiner Thür zuſammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Raſt ſo bang beſchwor;
Ich aber ſtieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgeſtoßen,
Und alle Gräber ſind vor mir verſchloſſen.
Ich ſtand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken ſchnüre,
Mein feſter Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Verſagten das erſehnte Todesglück;
Ich ſah die ſcheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel ſpie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felſenmauer,
Wo nichts gedeiht, als ſüßer Todesſchauer,

Und rief ich weinend, wüthend abgrundwärts:
„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
„Reiß mich zerſchmetternd an dein ſteinern Herz!“
Der Zug der Erdentiefe ſprach mir Hohn,
Sanft ſenkten mich die fluchgeſtärkten Lüfte
Und lebend, raſend, irrt' ich durch die Klüfte.
„Tod!“ rief ich, „Tod!“ mich in die Erde krallend,
„Tod!“ höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
Zu Bette ſtieg ich lüſtern mit der Peſt;
Ich habe ſie umſonſt ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der ſchlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferſe ſticht,
Mich nahm er nicht!“ —
Da wandte ſich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh,
Dem letzten Strahl der Abendſonne zu;
Ob ſeinem Haupt die Haidevögel ſchwirrten.
Und wie er fortſchritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend ſich ſein Schattenſtrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten ſich,
Die Weiber ſchauderten an ſeinem Schatten.

Polenlieder.

Digitized by Google

In der Schenke.

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unſre Gläſer klingen hell,
Freudig ſingen unſre Lieder;
Draußen ſchlägt der Nachtgeſell
Sturm ſein brauſendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unſrer Schenke Thür verſchneit.

Haut die Gläſer an den Tiſch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter friſch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verſcharrt in Eis und Froſt
Liegt der Freiheit letzter Troſt.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee ſich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder ſingt
Im verwaisten Trauerthale;
Wenn der Roſe Knospe ſpringt,
Aufgeküßt vom Sonnenſtrahle:
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingeſcharrten Fluch.

Raſch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem ſchwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüſte nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäſte bunte Menge,
Wird vom ſeligen Gedränge
Raſcher Tänze ſchnell verſchlungen.
Blumen und Orangebäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenthale,
Wecken mit dem ſtillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leiſen Kuß

Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruheloſen
Weht nicht Sehnſucht in dem Hauche,
Sind ja ſelber junge Roſen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmuthvollen Kränzen
Von der Freude friſch gewunden;
Können ſinnend nicht verweilen,
Müſſen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu ſühnender Verrath
An der Blüthe Augenblicken
Wäre jede trübe Säumniß. —

Seht, da ſchwebt mit trautem Nicken,
Ein ſüß neckendes Geheimniß,
Eine holde Maske her.
Ach, wer biſt du? ſage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Iſt dein ſchlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und luftig überhangen,

Und du ſtrahlſt im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen ſitzt,
Trotzend auf ſo ſchöne Stelle;
Wie der Demantſtern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umſchmiegen,
Die dir froh am Halſe liegen!
Deine Reize ſtill zu ehren,
Haben ſie ſich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den ſchönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht,
Rührſt du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willſt du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenſchnüren,
Uns das Trauerloos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im ſchönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamſt in dieſes Haus,
Leiſe ſtrafend uns zu tragen

In den ſchmerzvergeſſnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir ſeinen Fall bedenken
Und in Wehmuth uns verſenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen,
Schwindeſt du im dichten Reigen,
Wie Polonia's Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit!

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von ſeinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr ſeine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muſchelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Ueber Berg' und Meeresflut —
Steht ein Pilger: ſeine Träume
Säuſeln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebſter Habe. —

Seyd willkommen mir, Matroſen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!

Friſch hinaus in's Meeresloſen,
Durch die flutbeſchäumten Riffe!
Ha! ſchon ſeh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken ſeh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich ſchlagen;
Süße Heimath, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradieſen
Nehmen wir den raſchen Zug,
Wo in heil'gen Waldverlieſen
Kein Tyrann ſich Throne ſchlug.
Weihend mich mit ſtillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brauſend um die keuſche Nacht
Ihre Rieſenarme ſchlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den erſehnten Schlummer;
Will vom Schickſal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte ſterben.

Und der Antwort will ich lauſchen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagararauſchen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüſtenland
Arabiſcher Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet ſtill,
Daß noch ſein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterſprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkuſſe glüht
Das Schwert an ſeiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenſtrahl?

Sein Leib neigt ſich dem Boden zu
Mit dürſtendem Ermatten;
Der ſänke gern zu kühler Ruh
In ſeinen eignen Schatten,
Der träufe gern vor dürrer Glut
Schier ſeine eigne Thränenflut.

Doch ſolche Qual ſein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er ſchreitet fort, von Schmerz geſtärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal ſein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Gras ihn an:
O ſchlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft. Der fremde Bann
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Dort kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle triuken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange!
Sie ſehn der Narben Heiligthum
Auf blaſſer Stirn und Wange;
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunkuen Helden naht,
Mit Schritten gaſtlich leiſe,
Ein alter, finſterer Nomad,
Und Labetrunk uud Speiſe,
Das Beſte, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras,

Nimmt wieder ſeine Stelle dann. —
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild,
Und ſingen ihm zu Ehre
Geſänge tief und ſchlachtenwild
Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er ſteht auf Oſtrolenka's Feld; —
Wie lauſchet der Entzückte,
Vom ſtürmiſchen Geſang umweht!
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint:
Da wirft er ſich zur Erd' — und weint.

Oden.

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend ſenkt ſich auf's Gefilde;
Sanft entſchlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und ſie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein ſchlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr ſich neigt; ſein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht ſein Odem
Ueber ihr Antlitz.

2.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen ſchaukelnd den Aſt, der durch die
Nacht dem neuen Fluge ſie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald verſinkt die Sonne; des Waldes Rieſen
Heben höher ſich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Roſen ſich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verſtummt die Matte; den ſatten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halſe,
Und es pflückt der wählende Zahn nur läſſig
Dunklere Gräſer.

Und dort blickt der ſchuldloſe Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände ſich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geiſt.

Auf ſchwingt der Aar ſich über dem Schlachtgefild,
Senkt bald herab ſein Aug' auf die Leichen, bald
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So ſchwing empor dich, Geiſt, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenſtrahl der Auferſtehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

Sehnſucht nach Vergeſſen.

Lethe! brich die Feſſeln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel' ich
Trinke Geneſung.

Frühling kommt mit Duft und Geſang und Liebe,
Will wie ſonſt mir ſinken ans Herz; doch ſchlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie ſonſt. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes.

Wiege ſie ſanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt ſie: ſo lächelt die Roſe ſtill durch
Abendgedüfte.

Wiege ſie ſanft, und lege deinem Bruder
Sie, dem ernſteren, leiſe in die Arme,
Ihm, durch deſſen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr ſchimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der ſeligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede ſie ſcheidend küßt und
Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Blaß und auf immer ſtumm, auf immer! liegſt du
Hingeſtreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einſt in der Kühlung leiſer Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich ſprach aus zitternder Seele dir: „ich
Liebe dich ewig!“

Aber du neigteſt ſinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein ſchönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüſter dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nickteſt hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Thränen ſtürzen mir vom Auge
Und ſie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das ſtille
Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
Nach: „ich liebe dich ewig!“ O wie ſelig
Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leiſeſtes Nicken!

Am Grabe Hölty's.

Hölty! dein Freund, der Frühling, iſt gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umſonſt! ſein klagender Ruf verhallt in
Einſamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen ſchönen Seele, nimmer
Freuſt des erſten Veilchens du dich, des erſten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel ſinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn ſehnſuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!“ So klagt ſein flüſternder Hauch dahin durch
Säuſelnde Blumen.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
Biſt du ſo früh ſchon
Wiedergekommen?
Sey mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiſer denn alle
Blumen der Wieſe
Haſt du geſchlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erſte
Sanfte Geflüſter
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem erſten
Winke des Himmels
Eilſt du entgegen,
Oeffneſt die Bruſt ihm.

Frühling iſt kommen.
Mögen ihn Fröſte,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubſt es,
Daß der erſehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffneſt die Bruſt ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröſte
Tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiſeblätter.

I.

Digitized by Google

Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warſt mir ein gar trauter, lieber
Geſelle, komm, du ſchöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erſtem Kuß,
Und durch das Morgenſternlein ſandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderſtabe,
Sprach meinem Wirthe: „Gott vergelt
Die Ruheſtatt, die milde Labe!“
Zog luſtig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh ſummte nach der ſüßen Beute
Die Biene hin am Wieſenſteg;
Die Lerche aus den Lüften ſtreute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düſtern
Eichwald, da hört' ich leiſ' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüſtern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein ſüßes Grauen,
Es rauſcht' der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wiſſen ſoll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe ſinnt und will:
Doch ſchien er plötzlich zu erſchrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde ſtill.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer ſteilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir ſein letzter Wipfel ſchwand.

Da irrten Küh' am Wieſenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing ſtill bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde ſeines Liebchens nach.

Einſamkeit.

Schon ſeh' ich Hirt' und Heerde nimmer,
Ein Lüftchen nur iſt mein Geleit;
Der ſteile Pfad wird ſteiler immer,
Es wächst die wilde Einſamkeit.

Dort ſtürzt aus dunkler Felſenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verſchwunden iſt das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und ſelbſt der Pfad ſcheint hier zu beben,
So zwiſchen Wand und Todeskluft.

Komm, Gottesläugner, Gott zu fühlen:
Dein Frevel wird auf dieſem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir ſteiler thürmen dieſe Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erſchwungen,
Der trotzig in die Tiefe ſchaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie ſchlug mein Herz ſo frei, ſo laut!

Behaglich ſtreckte dort das Land ſich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand ſich
Der Ströme Zier um's bunte Kleid:

Hier ſtieg es plötzlich und entſchloſſen
Empor, ſtets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgoſſen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felſen, ſchroff und wild;
Bald war die Seele ſtill verſunken
Dort in der Ferne Räthſelbild.

Die dunkle Ferne ſandte leiſe
Die Sehnſucht, ihre Schweſter, mir,
Und raſch verfolgt' ich meine Reiſe
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort erſann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die ſauſende Gewitterſpur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finſtre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert ſeinen Hader;
Auf ſeiner dunkeln Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde ſprüht.

Der Regen ſtürzt in lauten Güſſen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch ſchweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt ſeine Flügel ſinken,
Der Regen ſäuſelt milde Ruh;
Da ſah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte ſeiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob ſie dann empor zum Segen,
Der ſanft vom Himmel niederquoll;

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weſte leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe ſpricht.

Und einen Labebecher trank ich,
Und ſchlich, wohin die Ruh mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde ſank ich
Hier in des Heues Duft — und ſchlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es ſich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft;
So mag ſich's ruhn im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne ſtrahlt' im Untergang,
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager ſprang.

Da griff ich nach dem Wanderſtabe,
Sprach meinem Wirth ein herzlich Wort
Für Ruheſtatt und milde Labe,
Und zog in ſtiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen dieſe Hügel,
Heimlich rauſcht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenſchein,
Weht des Todes leiſer Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Iſt zu Aſche bald verglüht
Manches reiche Menſchenleben.

Mag der Hügel noch ſo grünen;
Was dort die Ruine ſpricht
Mit verſtörtem Angeſicht,
Kann er nimmer doch verſühnen.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menſchengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob ſie holde Düfte wehn
Und mit ſtillem Zauber ſehn:
Kalt und roh ſind dieſe Blüthen.

Ueber ihrer Schweſtern Leichen,
Die der rauhe Nord erſchlug,
Nehmen ſie den Freudenzug;
Gibt der Lenz ſein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd iſt weiches Mitgefühl
Ihrem rüſtigen Geſchäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuſer bunte Reih'n,
Buntes Leben ſchließend ein,
Schimmern hell im Mondenſtrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern ſtilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sey gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verſtehſt du die Ruine,
Und du klagſt es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen ſchaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgſt dem Lenz auf ſeinen Zügen;
Und zu warnen unſer Herz
Vor der Täuſchung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun ſchweigſt du, wie zu lauſchen,
Ob in dieſer Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte ſanftes Rauſchen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einſt ſo glücklich war,
Der geſchiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, du hörſt ſie kommen;

Von den öden Schattenhaiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum ſchönen Ort
Ihrer frühverlaſſnen Freuden.

An den vollen Blüthenzweigen
Zieht dahin der Geiſterſchwall,
Wo du lauſcheſt, Nachtigall,
Halten ſie den ſtillen Reigen;

Und ſie ſtreifen und ſie drängen
— Dir nur träumeriſch bewußt —
Deine weiche, warme Bruſt,
Rühren ſie zu ſüßen Klängen.

Selber können ſie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Beſuch
Dieſen treugeliebten Gründen.

Nun ſie wieder müſſen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufeſt du ſo dringend weich
Ihnen nach, ſie möchten weilen. —

Blüthen ſeh' ich niederſchauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Geſtorbnen ſchalt,
Jetzo muß ich ſie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen
Iſt der Sehnſucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um ſo bälder ſich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Iſt des Frühlings zartes Kind
An dem Geiſterzug erſchrocken?

Die ſchöne Sennin.

1.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl iſt in dieſen Himmelsnähen
Ein ſtilles Wunder einſt geſchehen.
In deiner Lämmer frohem Kreiſe
Hinknieteſt du, zu beten leiſe,
In heller Frühlingsmorgenſtunde;
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da ſandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele ſegnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der ſich vertieft in ſeinen Schimmer,
Geblieben iſt, und ſcheidet nimmer.
O Sennin, ſterblich! ſcheidet nimmer? —

2.

Als du warſt, ein holdes Kind,
Wonniglich geſchlafen ein,
Trug die Mutter leiſ' und lind
Dich in jenen Blüthenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendſang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich ſchläfernd klang.

Und der Frühling nahte ſich,
Grüßte dich mit lindem Hauch,
Freundlich ſegnend küßt' er dich,
Neigend ſeinen Roſenſtrauch.

Seinen goldnen Abendſchein
Goß er dir auf's weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leiſ' ein Roſenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angeſicht
Still das Roſenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Buſen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange roſenroth,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener ſüße Roſentod!

Auf ein Faß zu Oehringen.

Ich ſtand, der höchſte, grünſte Baum,
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erſter Kuß,
Ich brachte, war ſie ſchon geſchieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da ſah mich einſt der Küfer ragen,
Der kam und hat mich ſchnell erſchlagen.
Ade! Ade! du grüner Hain!
Du Sonnenſtrahl und Mondenſchein!
Du Vogelſang und Wetterklang,
Der freudig mir zur Wurzel draug!
Die Waldesluſt iſt nun herum,
Ich wandre nach Elyſium.
Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
In dieſes himmliſche Gemach;
O nehmt das Loos der Auserkornen
Von all den tauſend Waldgebornen,

Das ſchöne Loos, das große Loos:
Tief in des Grundes kühlem Schooß
Ein Faß zu ſeyn, ein Faß zu ſeyn,
Nicht ſo ein ſtill verlaſſner Schrein:
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengaſt,
Und halte hier vergnügte Raſt.
Mach dir das Herz im Weine flott,
Schenk ein! trink aus! merkſt du den Gott?
Brauſt dir der Geiſt durchs Innre hin,
Von dem ich ſelber trunken bin?
Er iſt ſo feurig, ſüß und ſtark:
O ſchlürf ihn ein ins tiefſte Mark! —
Nun Wandrer, wandre ſelig heiter,
Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
Schon tauchen dir im Roſenlichte
Herauf gar liebliche Geſichte:
Manch theures längſt verlornes Gut,
Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt friſch und froh herangefahren.

Schenk ein! — du fühlſt die alten Triebe
Zu kühner That hinaus! hinaus!
Du gibſt den Kuß der erſten Liebe;
Schenk ein! du ſtehſt im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! ſchon biſt du trunken,
Und Gram und Sorgen all verſunken;
Wir ſchützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir ſtehen Faß an Faß zuſammen,
Wir laſſen unſre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unſern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberſchleichen.
Schenk ein, ſchenk ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchfloſſen,
Laß tragen dich von flinken Roſſen
Nach dem Heſperien Friedrichsruh.
Dort ſchwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Laſt von Himmelsträumen,
Und lauſche dort den Harmonieen,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller ſtürmiſcher Accord
Nimmt dich an ſeinen Geiſterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Poſtillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wieſ' und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand als der Mondenſchein
Wachte auf der Straßen.

Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

Rauher war mein Poſtillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch, in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Geſell!
Herr, 's iſt ewig Schade!
Keiner blies das Horn ſo hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Raſen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blaſen!“

Und dem Kirchhof fandt' er zu
Frohe Wanderſänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Poſtillion
Stimmt' in ſeine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Roſe der Erinnerung.

Als treulos ich das theure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend ſonſt, die Freude blühte,
Mich ſelbſt verſtoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich ſtand zum ernſten Scheidegruß
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog ſich mir zum Lebewohl herab
Der reichſten einer von den Blüthenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Roſe gab;
Mein Herz verſtand ſein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
„Hier auf die weichen Blätter dieſer Roſe!“
Das war der ſtummen Gabe milder Sinn:
Und ſchmerzlich raſch folgt' ich dem Wanderloose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom theuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einſt das Lebewohl gebot,
Netz' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Roſe inniglicher Duft entſchwand,
Es ging die friſche Farbenglut verbleichen;
Sie ruht ſo blaß und ſtarr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — ſie rauſcht ſo bang,
Will meine Hand die Roſe wieder wecken;
Als wär' es ein prophetiſch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erſchrecken.

O Roſe, der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauſchen
Ein leiſes Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauſchen!

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer,
Der Wandrer fühlt ſie tief ſein Herz durchſchneiden;
Wer ſind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer ſind's, die von der Heimath ſcheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen ſtocken.
Der Häuptling naht mit heftig raſchem Tritte,
Ein Greis von finſtern Augen, bleichen Locken,
Und alſo tönt ſein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Heerde,
Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
Die kommen ſind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

Mir iſt es klar, ich ſeh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesſtamme,
Den Muth zur Rache an das Kreuz zu ſchlagen.

Den Wald, wo wir den Kindesſchlaf genoſſen,
Verlaſſen wir; der uns ſein Wild geboten;
Wo liebend wir ein theures Weib umſchloſſen;
Den Wald, wo wir begraben unſre Todten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sey ſtill von euch die Hügelſchaar beſchlichen,
Die Todten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben ſind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder ſpäter,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Aſche unſrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern ſie der Todten Angedenken;
Die Sonn' im Weſten wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch beſtrahlend, und ſie ſenken
Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmuth plötzlich ihre Hemmung,
Sie ſtrömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon brauſt des Schmerzes volle Ueberſchwemmung
In wilden Klagen um die ſtillen Grüfte.

Nun wenden ſich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finſterm Sehnen
Die theuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Beſtreuend ihre Bahn mit Flüchen, Thränen.

Wie ſie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Iſt an den Hügeln allgemach verrauſchet,
Wo nur dem Klagehauch der Todtenſeelen
Die Dämmerung, die ſtille, tiefe, lauſchet.

—

2.

Viel Meilen ſchon ſind ſie dahin gezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimathlichem Rauſchen ſeine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen ſein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Raſten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäſte rings der Waldeswüſte,
Da legt der Mann ſich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüſte.

Schon ſinkt das Feuer, und die ſommerſchwülen
Nachtlüfte ſich im Eichenlaub verfangen
Und frei durch's lange Haar der Weiber wühlen,
Die ſchlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Aelteſten vom Stamme;
Die ſprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachſchürend an der Flamme.

Sie ſchaun durch's dünnere Gedräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend ſchaun ſie dort die Himmelsräume,
Rothglühend hell von einem Waldesbrande.

Und alſo ſpricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehſt du ſie morden dort in unſre Wälder?
Getroſt in unſres Unglücks friſche Fährten
Ziehn ſie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß ſie ſich mit dem Flammenkleide ſchürzet:
Hoch brennt der Wald, vom Lager aufgeſtöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten ſtürzet.

Gewecket von des Wildes Wehgeheule,
Und von dem falſchen Tageslicht betrogen,
Kommt, ſchwirrend rings heran mit trunkner Eile,
Der Vögel Schwarm in ſeinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünſche auch, die ſie darunter ſtreuen
Von ihren unverſöhnlichen Verfluchern;
Es wird ſie noch an ſpätem Tag gereuen!“

Noch ſtarren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rothem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenroth von Oſten,
Und ſchon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieſeneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit ſeiner Blitze Flammenruthen
Peitſcht er ſchneller die beſchäumten Fluten,
Daß ſie ſtürzen mit empörtem Grimme.

Indianer ſtehn am lauten Strande,
Lauſchen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgeſtöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend ſeine Jahre,
Die zwei andern ſeine ſtarken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und ſein Blick ſich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel ſchwärzen,

Und ſein Aug' verſendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er ſpricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf ſie fuhren,
Die einſt, Bettler, unſern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienſtbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felſenriffe,
Das ſie nicht hat in den Grund geſchmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unſre Küſte mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tödtlich bittres Haſſen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben!“

Alſo ſprach der Alte, und ſie ſchneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Trauf ſie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen ſie weithin die Ruder,
Armverſchlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu ſingen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Reiſeblätter.

II.

Der Urwald.

Es iſt ein Land voll träumeriſchem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tauſend Bildern feſt;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei deſſen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager ſprang
Und ihr Panier durch alle Stürme ſchwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zweifach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher ſie begraben! —
In jenem Lande bin ich einſt geritten
Den Weg, der einen finſtern Wald durchſchnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leiſe ſtrich der Wind, kein Vogel ſang.
Da ſtieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu verſenken.

Vermildernd ſchien das helle Abendroth
Auf dieſes Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungeſtört das Leben mit dem Tod
Jahrtauſend lang gekämpft die ernſte Wette.
Umſonſt das Leben hier zu grünen ſucht,
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,
Denn endlich hat der Tod, der ſtarke Zwinger,
Die Fauſt geballt, das Leben eingeſchloſſen,
Es ſucht umſonſt, hier, dort hervorzuſproſſen
Durch Moderſtämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirſt du das Pflanzenleben
In deiner ſtarken Fauſt, und meines heben?
Wirſt du ſie öffnen? wird ſie ewig ſchließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln ſchon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler ſchon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und ſtarrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finſtern Schlund.
Wo ſind die Blüthen, die den Wald umſchlangen,
Wo ſind die Vögel, die hier luſtig ſangen?
Nun iſt der Wald verlaſſen und verdorrt,
Längſt ſind die Blüthen und die Vögel fort.

So ſind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die ſchönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und iſt der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich ſtill und todt, wie dieſer Baum,
Der Seele Frühling war, wie ſeiner — Traum.
Als einſt der Baum, der nun in Staub verwittert,
So ſehnſuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und ſeine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er ſeinen ſüßen Frühlingsduft
Beſeelend ſtrömte weithin in die Luft —
Schien nicht ſein ſchönes Leben werth der Dauer,
Und ſtarb es hin, iſt's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der ſich ewig wähnt?
Als meine Sehnſucht, die nach Gott ſich ſehnt? —
So lag ich auf dem Grunde ſchwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauſchen hörte,
Und mich der Huftritt meines Roſſes ſtörte;
Es ſchritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unſre Bahnen;
Ich aber rief: iſt's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beſchreiten dich, mein Pferd?

Es blickt' mich an mit ſtiller Lebensluſt,
Die wärmend mir gedrungen in die Bruſt,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einſamen Waldeswegen
Ritt ich getroſt der nächſten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

An einen Baum.

Du Baum, ſo morſch und lebensarm,
So ausgehöhlt, ſey mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenſchwarm
Die Todeswunde dir verſüßt!

Sie wandern fort im raſchen Zug,
Sie kehren ſummend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigſeim.

O Baum, du mahnſt mein Herz ſo ſchwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr' ich über's Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morſch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit ſüßen Hort
In ſeiner Bruſt der morſche Greis.

Und ſeine muntre Bienenſchaar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig ſüß und klar,
Die reiche Beut' auf Wieſ' und Hain;

Oft locket ſie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbſt uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann ſenkt er ſtill ſein edles Haupt.

Verſchiedene Deutung.

I.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerſchellen,
Und wie ſie, ſprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenſtrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir ſind trübe Wellen,
Und unſer Ich, es muß zerſchellen,
Nur ſtäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren dieſe Fluten,
So lang ſie noch im Streme wallten;
Sie mußten vielfach ſich zerſpalten,
Daß ſie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einſam,
Ein armes Ich, doch ſtrahlen ſie
Im hellen Himmelslicht gemeinſam
Des Bogens Farbenharmonie.“

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd ſüßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im ſanften Fluſſe,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederſtrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne ſtiller Nacht.

Alſo ſanft die Wellen gleiten
Daß der Wandrer ungeſtört
Und erſtaunt die meilenweiten
Katarakte rauſchen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich ſeines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr ſchönes Bild zertrümmert,
Das er erſt ſo freundlich trug.

Die Stromſchnellen ſtürzen, ſchießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnſucht hingeriſſen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenſchall.

Und ſo mag vergebens lauſchen,
Wer dem Sturze näher geht:
Doch die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreiſe
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gaſtwirth mein Geſchick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weiſe,
Sprach gelaſſen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir ſeine Hand,
Gleichſam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte ſie nicht, die meine zu drücken.
Leſen konnt' ich in ſeinen feſten Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entſchluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei ſeinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Koſt ſo dürr und mager
Wie ſein Wort, ich ſollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als ſeine Mienen.
Winter war's, ich ſtarrte vom Urwaldfroſte;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,

Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koſte?
Emſig am Tiſch ſah ich die Weiber ſchalten;
Und es wurde die Mahlzeit raſch gehalten.
Später ſchwatzten die männlichen Hausgenoſſen
Am Kamin, die ſcharfe Cigarr' im Munde,
Von Geſchäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingefloſſen.
Hörbar vor Allen ſprach des Hauſes Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rather,
Wechſelnd raucht' er und ſprach, und Aller Augen
Hingen an ſeinen Lippen, der Alte ſchien
Aus dem Cigarrenſtumpf Erfindung zu ſaugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den ſtillen Sieg
Und ſie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flaſche vom lieben Rhein,
Als das engliſche Thalergelispel ſchwieg.
Und zur weit gewanderten deutſchen Flaſche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltaſche.
Ferne der Heimath, tiefſt im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald."
Eichenſtämme warf ich in's luſtige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,

Denn die Elfen Haralds ſind nicht geheuer,
Lockend hört' ich ſie ſchon im Walde ſchwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geſchwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie ſteht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus ſtiller Ruh,
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend ſtürzten draußen die nackgeſchälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentſeelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie ſich der Sturm bricht heulend am feſten Gebäude,
„Bricht ſich Völkerſchmerz an Deſpotenfreude,
„Sucht umſonſt zu rütteln die feſtverſtockte,
„Die aus Freiheitsbäumen zuſammengeblockte!"
Traurig war mir da und finſter zu Muth,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erſchien die bewegte Menſchengeſchichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Dieſe Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müſſen erkalten,
Der ich ſelber zu Aſche ſinken werde.

Gibt es vielleicht gar keine Einſamkeit?
Bin ich ſelber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenſtamme,
Wärmt ſich vielleicht ein unſichtbarer Gaſt
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhaſt?“
Alſo führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloſer Kummer iſt ein Phantaſt,)
Und ich blickte mich um — und mußte ſchaudern.

Meeresſtille.

Sturm mit ſeinen Donnerſchlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefſte Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konnteſt lehren
Uns den ſchönen Wahn
Seliger Muſik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun iſt dein Schweigen
So tief ungeſtört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Tränmen klingen hört;

Daß, im Schutz geſchloſſ'nen Mundes,
Doch mein Herz erſchrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Feſter an ſich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in ſich verſchloſſen
Ruht die tiefe See dahingegoſſen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulſe ſind verſunken,
Ungeſpüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangeſicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauſchen,
Wie betroffen ſtehn die Bäume, lauſchen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne iſt hinabgeſchieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier ſtille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in ſtürmiſcher Beklommenheit;

Eilig kommen ſie heraufgefahren,
Haben ſich in angſtverworrnen Schaaren
Um die ſtumme Schläferin gereiht.

Und ſie neigen ſich herab und fragen:
„Lebſt du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und ſie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten ſie mit ſcheuem Grauen
Auf das ſtille Bett herab und ſchauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, ſie lebt! ſie lebt! der Töchter Kummer
Hat ſie aufgeſtört aus ihrem Schlummer,
Und ſie ſpringt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brauſend ſich umſchlingen
Und ſie tanzen freudenwild und ſingen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbſtwind, o ſey willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So ſtill, ſo bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauſchen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einſt mein Jägerlauſchen
Im Wald nach Hirſch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am friſchen Neckarfluß?
Den heimathlichen Feldern?
Bringſt du mir einen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raſchen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu ſchauen
„Im Emigrantenſchiff.

„Weil alter Liebesbande
„Das Schifflein müd und matt,
„Jag' ich's vom Mutterſtrande
„Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiederſehen.

Du heimathliches Thal,
Mir wird ſo wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Erſehntes! wiederſehe.

Weinberg, ſey mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft verſüßt
Ein herbes Menſchenleben:

Viel Herbſte ſchwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung ſtreiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor ſo viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der ſcheu dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menſchen ſchreiten
Geſchäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte ſchier
Nach einem Todten fragen.

Es iſt nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' ſind fort,
Verreiſet, und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlaſſen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erſt wenn es worden Nacht
Und ſchläft des Tags Gebrauſe,
Schleich ich heran mich ſacht
Zu manchem Freundeshauſe.

Die ſüße Träumerei
Such' ich dann feſtzuhalten,
Als ob doch Alles ſey
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenſter dann empor
Blick' ich und lauſch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müſſe;

Ich lauſch' und ſcheide nicht,
Bis ich zu ſchauen meine
Sein liebes Angeſicht
Im wirren Mondenſcheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf in's Thal,
Daß die frohe Felſenſprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Bruſt den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felſenſeelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einſt, wie Alles flieht,
Scheideſt du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlaſſen werden ſtehn,
Traurig ſtumm herüberſehn
Dort die grauen Felſenzinnen
Und auf deine Lieder ſinnen.

See und Waſſerfall.

Die Felſen, ſchroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind dir ein ſtilles Bild
Tiefſinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwiſchen Steinen,
Läßt dir der Waſſerfall
Die kühne That erſcheinen.

Du ſollſt, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verſchließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterſchießen.

Herbſtgefühl.

Der Buchenwald iſt herbſtlich ſchon geröthet,
So wie ein Kranker, der ſich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch ſich ſeine Wangen färben;
Doch Roſen ſind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieſelt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und ſeine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde ſchreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu ſtören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genoſſen,
Es iſt Natur, der auch die Freuden ſchwanden,
Mit ſeiner ganzen Schwermuth einverſtanden,
Er iſt in ihre Klagen eingeſchloſſen.

Ein Herbſtabend.

Es weht der Wind ſo kühl, entlaubend rings die Aeſte,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäſte!

Am Hügel ſtrahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein ſchleicht hinab, von abgeſtorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halberſticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell ſo leiſe traurig klingend,
Die Weid' am Ufer ſteht, die weichen Aeſte ringend.

Und eines todten Freunds gedenkend lauſch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt ſtets: wir ſehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein ſchnatterndes Geplauder:
Wildgänſe auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter ſich den Herbſt mit raſchen Flügeln,
Sie laſſen ſcheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo ſind ſie? ha! wie ſchnell ſie dort vorüberſtreichen
Am hellen Mond, und jetzt unſichtbar ſchon entweichen:

Ihr ahnungsvoller Laut läßt ſich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Bruſt die Wehmuth aufzuſtören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geſchwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit ſeinem Netze.

Natur das Ew'ge ſchaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriſſ'ne Ruf, womit Zugvögel ſchweben,
Iſt Aufſchrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre ſie nicht mehr, ſchon ſind ſie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Bruſt den Nachtgeſang beginnen:

Iſt 's Erdenleben Schein? — iſt es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur iſt, vor ſeinem Untergange?

Iſt ſolche Bängniß nur von dem, was wird beſtehen,
Ein Wiederglanz, daß auch ſein Bild nicht will vergehen?

Dieß Bangen auch nur Schein? — ſo ſchwärmen die Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbſtesnebel ſchwanken.

Atlantica.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, ſo leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit ſeinen Wunden
Nun auf immer ſchliefe.

Sinnend ſtarr' ich nach dem hellen,
Gränzenloſen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich ſeh' ich raſche Wogen
Aus der Tiefe ſpringen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Iſt's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit ſüßem Zwange
Zieht es mich zu ſchauen,
Mit geheimnißvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Räthſelhaften,
Kam dies volle Rauſchen,
Drum die Seele ſehnend haften
Muß und niederlauſchen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberſchlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erſchienen
Mit den ſchönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer ſchlanken Glieder
Leiſen Wandel ſehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schweſterlich verſchlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresſtille.

Stille! — jedes Lüftchen ſchweiget,
Jede Welle ſank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belüde
Allzutrübe, allzuſchwer,
Leget ſich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergeſſend ſeiner Bahnen,
Seines Zieles, noch ſo weit!
Ruht das Schiff mit ſchlaffen Fahnen
In der tiefen Einſamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fiſchlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fiſch, der ſich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Iſt es unten auch ſo trübe?
Iſt es unten auch ſo ſtill? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Ueberraſcht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den ſie mir als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz?

O, dann iſt es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geſchlecht von Menſchen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim iſt ſeine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen ſpült.

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Flut ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich ſo lang euch meiden muß
Berg, Wieſe, Laub und Blüthe! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Biſt du mir nun zurück!
Dein liebes Angeſicht verſchwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich ſteh' allein, und denk' an dich,
Ich ſchau' ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen ſich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lauſch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude ſchier:
Da wird ſo heimiſch mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir iſt, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken ſtill verwehn
Den ſüßen Stundenraub.

Im ungeſtümen Wogendrang
Brauſt mir dein Felſenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenſchall
Zu mir herüberzieht,
Und leiſe der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige ſingt,
Wehmüthig rauſcht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Gränzefluß
Still ſtand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsſcheu
In ſeine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, ſo ſehnſuchtſchwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ſtröme dir ins dunkle Meer
Den warmen Thränenſold! —

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, ſchäumende Roß,
Gejagt von der Sporen ſcharfem Stoß,
Auf krumm gewundner Reiterbahn
Mit ſeitwärts geneigtem Leibe ſtürmt:
So fliegt, wie die Flut ſich ſenkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Maſt.

Es brauſt das Meer, es kracht und ſtöhnt
Des beladnen Fahrzeugs ſchwere Wucht
Auf ſeiner raſtlos eiligen Flucht;
Der Matroſen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder ſteht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend ſcharf auf's zitternde Schwanken
Der Bouſſole mit mancherlei frohen Gedanken:

Er überzählt ſein Geldchen im Stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, luſtige Dirnen ſpringen,
Die gerne dem Seemann ſind zu Willen.

Vergnügt, die Heimath wiederzuſehn,
Am Verdeck friſch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Capitän,
Und lächelnd empor in die Segel ſpäht,
Die voll ihm ſchwellen zur Augenlabe
Von des Windes köſtlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sproſſen hinauf der ſchwankenden Leiter:
Schon hat er erreicht in munterer Haſt
Die höchſten Segel am ſtolzen Maſt:
Den Lüftefänger, den Wolkenraſer,
Den Mondespflücker, den Sternengraſer;
Da bricht das morſche Tau entzwei,
Woran er geſchwebt, — ein banger Schrei —
Er ſtürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn ſtürzen die Wellen her.

Umſonſt, Matroſen, iſt euer Bemühn
Den Jüngling zu retten, er iſt dahin!

Wie hungernde Beſtien ſtürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, ſie ſchnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wüthend verſchlungen,
Und über ſie kommen die andern geſprungen,
Die um die Gierige neidiſch ſchwärmen
Mit ſchäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel ſteigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle ſchweigt,
Und traurig ſteht der feiernde Matroſe,
Nachdenkend ſeinem wandelbaren Looſe.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das ſchnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Ueber ihm und ſeinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen ſchäumen;
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er dieſen Jüngling fallen ließ?
Sammeln ſich um ihn die Seejungfrauen,
Froherſtaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten ſie ſchon freudig und erſchrocken,
Schöner Fremdling, in die naſſen Locken
Muſcheln dir zum weißen Roſenkranz?
Werden ſie in ihren Felſenriffen
Nicht von dunkler Sehnſucht ſchon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.

Rings im Kreiſe lauſcht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreiſe rauſchen Klänge:
Was ergreifen die mich ſo? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder ſingen!
„Wilder ſchlag das Zimbal du!“
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt ſein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Inſtrumente Kampf,

Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,

Die ihn bang und ſüß umranken,
Still ſein ſchönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu ſeyn;
Doch berieſeln warme Thränen
Seiner Wangen Roſenſchein.
Außer denen, die da rauſchen
In Muſik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauſchen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht ſein Mütterlein ſo bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O ſäume nimmer lang!“
Und er ſieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde ſchauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochſt du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das ſüße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Alſo ſteht er unentſchloſſen,
Während dort Geworbne ſchon

Ziehn ins Feld auf flinken Roſſen,
Luſtig mit Trommetenton.
„Komm in unſre Reiterſchaaren!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Huſaren,
„Das iſt Leben, das allein!“ —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulſe jagen ſchneller. — —
Plötzlich zeigt ſich jetzt im Kreiſe
Eine finſtere Geſtalt,
Tiefen Ernſtes, ſchreitet leiſe,
Und beim Werber macht ſie Halt,
Und ſie flüſtert ihm ſo dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel ſchwingend,
Wie begeiſtert loht empor.
Und der Dämon ſchwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Muſik
Mächtig an zum ſtärkſten Brande
Mit Geraun und Geiſterblick.
Aus des Baſſes Sturmgewittern,
Mit unendlich ſüßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabſirenen.

Und der Finſtre ſchwebt enteilend
Durch der Lauſcher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. –
Bald im ungeſtümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath ſterben;
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Biſt wohl auch kein Heldenſohn!
„Biſt kein echter Ungarjunge!
„Feiges Herz! ſo fahre hin!“
Seht, er ſtürzt mit raſchem Sprunge —
Zorn nnd Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handſchlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert ſich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts ſchleicht das Wild:
Alſo von der Ungarn Wange

Flüchtet in den Bart herab
Still die ſcheue Männerzähre.
Ahnen ſie des Jünglings Ehre?
Ahnen ſie ſein frühes Grab?

Der Schifferknecht.

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Es haust bei Tag und Nacht am Strand
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Uferſand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasein,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wieſenhang
Im goldnen Morgenſcheine,
Und ihm ertöne Vogelſang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, ſtill und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine ſchöne junge Braut
Gebt ihm in ſeinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank
Da ſitzen ſelig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Heerde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

Er ſieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Sammt ſeinem Roß ins Wellengrab
Fortreißt der arge Faden. [1]

[1] Faden, das Hauptſeil, woran die Donauſchiffe gezogen werden

Marie und Wilhelm.

Im Abendſchein am Fenſter ſaß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz, welk und blaß,
Geſenkt auf ihre Arme.

So ſaß das Mädchen ſtill und ſann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Thräne rann
Den ſchönen alten Zeiten:

Als ſie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte,
Und ſüßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

Als ſie ſo fromm zur Kirche ging,
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüthe;

Als ſie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm, freudetrunken,
Das erſte Wort der Liebe ſprach
Und ihm ans Herz geſunken;

Und er ſie nannte „ſüße Braut!“ —
„Das Alles iſt vorüber!“
So dachte ſie und ſchluchzte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesſtreichen;
Das Hüttlein ſank, ein Aſchenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

Die Eltern todt! Er in die Welt!
Die Thräne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgeſtellt
Des unbekannten Lebens! —

Da glänzt ein milder Strahl daher
Im hoffnungsloſen Dunkel,
Ein böſes Irrlicht, lockend ſehr
Mit lieblichem Gefunkel:

„„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald ſollſt du als beglückte Frau
Geneſen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau,
Voll ewig grüner Freuden!““

Ich wiſchte mit treuloſer Hand
Die Thränen von der Wange,
Und ging — und ging — das Irrlicht ſchwand
Am furchtbar ſteilen Hange!

Nun iſt mein Herz ſo grabesdumpf,
Verlaſſen wie die Wüſte,
Seit in den bodenloſen Sumpf
Geſunken ich der Lüſte!“

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem ſtillen Zimmer;
Schon iſt am Himmel Sternenſchein
Und ſanfter Mondenſchimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie ſcheint in bangen Weiſen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unſchuld ſüß zu preiſen.

Und leiſe kommt der Abendwind,
Der ihren Locken ſchmeichelt,
Als wollt' er tröſten, ihr gelind
Die bleiche Wange ſtreichelt.

Geh fort, o Weſt, vom Mädchen, geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du thuſt ihr mit den Blüthen weh,
Die du auf ſie ſtreuſt nieder! — —

Da öffnet ſich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!"
Die Freude ſtoßt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben:
Hab' viel gelitten, viel gewagt,
Und bin dir treu geblieben!

Wenn ſchier mein Herz vor Leide brach
An lieblos fremdem Orte,
So dacht' ich an den Erlenbach,
Ich dacht' an deine Worte!"

Er preßt ſie ſelig an das Herz;
Sie aber muß ſich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu ſeinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angeſicht
Mit feurig bangen Küſſen.

„Mir nicht den Kuß! bin ſein nicht werth;
Tief ſank ich ins Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und laß mich ſterben!"

Wie alſo ſie zu Wilhelm ſprach,
Da ſchied er, ſchwer beklommen,
Ging ſtill hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbniß einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, in ſchwarzem Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Laſtträger, ohne Luſt und Leid,
Des Todes kalte Waare.

Sie eilen mit dem todten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morſchen Truhe!

Dir folgt kein Menſch zum Glockenklang
Mit weinenden Geberden;
Die Noth nur blieb dir treu, ſo lang
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menſchen ſchnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet,
Hat ein verſtümmelt Chriſtuskreuz
Dir auf den Sarg geſetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man ſelbſt einen ſchlechtern Gott
Dir auf den Weg beſchieden.

Einſt blühteſt du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf geprieſen,
Die ſchönſte Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wieſen.

Folgt keiner dir der Burſche nach,
Die dort mit dir geſprungen?
Wohl längſt die muntre Fiedel brach,
Die dort ſo hell geklungen!

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauſcht den Wieſengrund,
Gar düſter liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geſchritten kommt allmählig ſchon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verſtummt, im Dämmerlicht
Schwermüthig ihrem Tode nachzuſinnen.

Dort, wo die Eiche rauſcht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längſt verlaſſne, ſtille Waldkapelle.

Wo ſind ſie, deren Lied aus deinem Schooß,
O Kirchlein, einſt zu Gott emporgeflogen,
Vergeſſend all ihr trübes Erdenloos? —
Wo ſind ſie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich ſtört ein Ruf die Einſamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer iſt es, der ſo wunderlich dort ſchreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha! ha!"
Nun ſchweigt er ſtill, der grauſe Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: Allelujah!"
Und überdonnernd folgt ſein Hohngelächter.

Da ſtürzt er mir vorbei, voll ſcheuer Haſt,
Das wirre Haar von bleicher Wange ſtreifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Raſt,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnſinns ſchweifend.

Er eilt waldein, von ſeinem Tritte rauſcht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie ſinnend bleibt er plötzlich ſtehn und lauſcht,
Und leiſe hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauſcht ihr ihm — o rauſchet nur!
Den Troſt: „Vergänglichkeit!" ihr welken Blätter!
O locket ſeine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm ſeinen Retter! —

Zur ſanften Wehmuth lichtet ſich das Thal,
Da kommt der Mond zum ſtillen Abſchiedsfeſte;
Es will ſein Silberſchimmer noch einmal
Sich ſchmiegen an des Sommers karge Reſte.

Wie ſchwach iſt ſchon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondſtrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Aeſte traurig ragen. —

Da ſteht der Irre, bleich und ſtumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht ſcheu von ihm zurück,
Und ſcheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt ſo des Wahnſinns Auge wild hinauf
Zum ſtillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick iſt's, der traurigſten hienieden. —

Was hat, o Schickſal, dieſer Menſch gethan,
Daß mit des Wahnſinns bangen Finſterniſſen
Du ihm verſchüttet haſt die Lebensbahn,
Aus ſeiner Seele ſeinen Gott geriſſen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einſt, ein fröhlicher Geſelle,
Mit ſeinem Lieb durch dieſe Einſamkeit,
Und kam mit ihr zur ſtillen Waldkapelle.

Sie traten ein, ſie knieten hin; da glomm
Durch's Fenſter hell herein die Abendröthe;
Er betete mit ihr ſo ſelig fromm,
Und draußen ſang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand ſie ſchnell und feierlich
Und ſprach, ſo ſchien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So ſtrafe mich der Herr mit ſeinem Grimme!“

Und heller glomm der helle Abendſtrahl,
So wie ſein Herz, ſich ewig ihr zu weihen,
Und draußen klang im ſtillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein Andrer ſchon des falſchen Eides
Das letzte Wort von falſcher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze ſchmückt des Brautgeſchmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals ſtörte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falſchen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schickſal, was der Menſch gethan,
Daß mit des Wahnſinns bangen Finſterniſſen
Du ihm verſchüttet haſt die Lebensbahn,
Aus ſeiner Seele ſeinen Gott geriſſen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von ſeinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er ſo ſelig einſt gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubſchütz.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob ſitzt
Allein beim Glaſe Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterſtrahl herein.
Das Mühlrad ſaust, es braust der Wind:
Doch ſchlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raſchen Zug,
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Luſt und Noth,
Die längſt begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Bruſt in dieſer Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu ſolcher Stund?

Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
Mit ſeinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wamms befleckt mit Blut.

Der Müller ſtarrt, zurückgebengt,
Dem Jäger ins Geſicht,
Sein Haar entſetzt zu Berge fleugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubſchütz iſt's, der wilde Kurd,
Der jüngſt im Wald erſchoſſen wurd'.

Der finſtre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchſe winkt;
Der preßt ſein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben ſpringt;
Gehorchend nimmt er ſein Gewehr,
Und ſchleicht dem Grauſen hinterher.

Sie ſtreifen in den Wald hinaus,
Nach ſüßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehn fort fort im finſtern Wald
Durch Strupp und Strom gar friſch;
Das Wild ſchrickt auf, die Büchſe knallt,
Der Stöbrer im Gebüſch
Rauſcht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: ſuch, Hundel, ſuch!

Doch an des Walds geheimſtem Ort,
Auf ſeinem liebſten Stand,
Wo jüngſt die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchleriſcher Hand,
Da bleibt er ſtehn und donnert: „ſchau!
Hier ſchoß er mich wie eine Sau!“

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
Was iſt's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angeſichts
Der Jägersmann: „es iſt halt nichts!“

Warnung im Traume.

In üppig lauter Reſidenz
Verſchwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling ſeinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensſchlägen,
Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und ſie verſchwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlaſſen ſoll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält ſie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad beſcheinet.

Umſchwebt ſie auch im Geiſterflug
Still ſegnend den Bedrohten,
Gewaltig iſt der Sinnenzug,
Und kraftlos ſind die Todten.

Sie ſah, wie's letzte Röslein ſich
Von ſeiner Wange ſtehle,
Und wie die Unſchuld ihm verblich,
Die Roſe ſeiner Seele.

Sie ſah den Sohn die Sinnengier
Stets feſſelnder umgarnen;
Ein Troſt nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Verbuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgeſunken.

Da träumt ihm, daß er Abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend kirrt
Zu lüſternem Umfaſſen.

Schon wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laſter ſeine Sterne an,
Das hier ſich ſucht und findet.

Der Jüngling ſieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig ſchlanken Leib
Sich Licht und Dunkel ſtreiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Luſt nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend ſchlauem Necken.

Er will den Reizen ſeyn zu Gaſt,
Sie laden ihn ſo dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Haſt
Je mehr und mehr beſchwingend.

Doch wie er nach der Dirne ſetz',
Er kann ſie nicht erreichen,
Er ſieht die Dunkle weiter ſtets,
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leiſem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnſtrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben ſie im raſchen Zug
Die wache Stadt verlaſſen,
Und ſchon durchkreuzt ihr ſchneller Flug
Der Vorſtadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Todten oder Kranken,
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennſt du, Tolle, ſo geſchwind?
Wo ſteht dein ſüßes Lager?“
Da pfeift um's Ohr ein kalter Wind
Dem ungeſtümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürſtlich zahlen!“
Alſo der Jüngling fleht und flucht,
Schwerkrank an Wolluſtqualen.

Nun iſt kein Haus zu ſchauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher,
Und ernſte Kreuze nicken.

Da wend't ſie ſich im Mondenlicht,
Zu ſeiner Qualgeneſung:
Mit grauverwiſchtem Angeſicht
Umarmt ihn — die Verweſung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum verſungen,
Und hat der wüſte Lebenslauf
Ihn wiederum verſchlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am ſchweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An ſeiner Todtenbahre.

Vermiſchte Gedichte.

Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich dieſen Dankgeſang!
Seyd ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleiſe
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz behorchen leiſe,
Und das Lied quoll ſanfter mir.

Wenn der Dolch im Buſen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Troſt von euch und ſpülte
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterſchein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Iſt die Nacht vorbei, ſo fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Trauſe ſeiner Seele
Netze mild ſein Angeſicht

Mit der Wehmuth ſüßen Tropfen,
Daß ſein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieſer ſchönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Luſt ihr Reiſelager
Schlägt in einem Buſen auf:

Ha, wie wogt das Feſtgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Ueberfüllend will hinein!

Und die Thränen ſeh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglaſt,
Und ſie zittern und ſie winken
Alle Welt herein zu Gaſt. —

Als ich einſt am Sterbebette
Eines lieben Freundes ſtand,
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Oelung
Und — ſchon lag er ſtill und bleich;
Doch in ſeines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War ſo heilig anzuſchauen,
Wies die Sehnſucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einſt am Grabe Jeſu ſahn.

In der Krankheit.

1.

Nacht umſchweigt mein Krankenlager;
An der morſchen Diele nur
Reget ſich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter ſchreitet.

Ueber trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltſam hin,
Wie des Stromes raſche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer ſenkt die Bahn ſich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch ſenkt ſie ſich, und ſchaurig
Weht es aus der Niederung;

Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauſcht die Todesflut entgegen.

2.

Einſamkeit! mein ſtilles Weinen
Nimmt ſo heiß in deinen Schooß;
Doch du ſchweigſt und haſt nicht einen
Seufzer für mein trübes Loos!
Legen ſchon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten ſich?
Wird kein Buſen bänger ſchlagen,
Wenn ſie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich? —
Heißer ſtrömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleiteſt mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie!

Führſt mich oft in Felſenklüfte,
Wo der Adler einſam haust,
Tannen ſtarren in die Lüfte,
Und der Waldſtrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht,
Und an deinen Buſen ſenk' ich
Mein umnachtet Angeſicht.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Rüſtig wandelſt du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Buſen und Stirne dir kühlt;
Pflückeſt vom Felſengeklipp, vom ſchmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und ſchlingſt ſie zum harmoniſchen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menſchheit,
Ach, um welchen es ſtets ſtiller und einſamer wird.
Traurig flüſtern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Todtenkränze nunmehr ſchöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getroſt, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods ſchöner verblichener Zeit.
Kommt auf deinen Pfaden dir einſt der Donner entgegen,
Träuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rauſche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!“

Vergänglichkeit.

Vom Berge ſchaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeſeelten ſchönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinſeufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einſamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im ſtillen Thale
Die ernſte Schaar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Todtenmale,
Als in verlaſſne Herzen ſich gebohrt;
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet ſich kein Auge mehr.

Der wechſelnden Gefühle Traumgeſtalten
Durchrauſchen äffend unſer Herz; es ſucht
Vergebens ſeinen Himmel feſtzuhalten,
Und fortgeriſſen in die raſche Flucht

Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der ſanften Wehmuth ſchwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Buſens Tiefen,
„Vergänglichkeit!“ klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längſt der Kindheit Freudenkläng' entſchliefen,
Der Liebe Zauberlied ſich ſtill verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinſtirbt der letzte frohe Klang.

Bögerung.

Beſchritten ſchon von ſeinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen ſcharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Menſch mit bleichem Beben
Den Tod ihm ſitzen am Genick,
So klammert ſich ſein Fuß ans Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel ſchwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Iſt noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug' iſt nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloſes Blut der Wangen!
In's Herz, du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenſchild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieſer Kneipe wird die Thräne,
Die Edle, nicht geſchenkt.

Einem Knaben.

Was trauerſt du, mein ſchöner Junge?
Du Armer, ſprich, was weinſt du ſo?
Daß treulos dir im raſchen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickeſt bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickſt du in deinem Kindestraum.

Du legſt ſo ſchlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfeſt rings die Sproſſenwände
Und fragſt: „wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörſt du ſingen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltſam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht daſtehſt trauernd einſt,
Und um die beſte, ſchönſte Habe
Des Menſchenlebens bitter weinſt!

Daß du die Hand, die ſturmerprobte,
Nicht legſt, ein Mann, an deine Bruſt,
Darin ſo mancher Schmerz dir tobte,
Dir ſäuſelte ſo manche Luſt;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückeſt deinem Buſen ein,
Aus dem die Unſchuld dir im Kampfe
Entfloh'n, das ſcheue Vögelein.

Dann hörſt du flüſtern ihre leiſen
Geſänge aus der Ferne her;
Neigſt hin dich nach den ſüßen Weiſen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

Abſchied.

Lied eines Auswandernden.

Sey mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferſe dem Deſpoten küßt,
Und ſeinem Wink gehorchet ſtumm.

Wohl ſchlief das Kind in deinem Arm;
Du gabſt, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland ſtreckt der Jäger ſich
Zu Boden ſchnell, wenn Wildesſchaar
Heran ſich ſtürzet fürchterlich;
Dann ſchnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, ſo ſinkſt du hin,
Rauſcht deines Herrſchers Tritt heran,
Und läſſeſt ihn vorüberziehn,
Und hältſt den bangen Athem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, ſpüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerſchellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Miniſters.

Du fuhrſt im goldnen Glückeswagen
Dahin den raſchen Trott,
Von keuchenden Lüſten fortgetragen,
Und dünkteſt dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenſchwärme
Dir aus dem Weg ſo bang,
Da ſie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, ſtand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebſt mit gellendem Geißelſchlage
Vorüber dein Geſpann! —

„Halt!“ ſchlug nun eine grauſe Stimme
An dein entſetztes Ohr,
Es ſtürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

Und hieb die Stränge mit ſcharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angſtgeberde,
In ſeine finſtre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelſtab!

Der Indifferentiſt.

Ob du, ein Sokrates, den Schirlingsbecher
Auf's Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkſt;
Ob du, ein ſchnöder, teufliſcher Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend ſinkſt;

Ob dein Genie ſein Werk den raſchen Zeiten
Geſchleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß ſie an ſeinem Fuß vorüberſchreiten,
Und grauend ſeine Gipfel ſtarren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als für's Gewürm des Grabes eine Maſt;
Ob du, der Menſchheit Feſſeln anzuſchmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchraſt:

Iſt juſt ſo wichtig, als: ob nur im Kreiſe
Einförmig ſtets das Aufgußthierchen ſchwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reiſe,
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künſtlerin.

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerſchwüle
Rauſcht' uns ein Wald entgegen ſeinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit ſüßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend ſich der Menſch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimniß weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes Einſamkeit; —
So flohen deine heiteren Geſpräche
Fort von des Lebens wüſtem, ſteilem Hang
Waldein, und wanden ſich als klare Bäche
Durch's Labyrinth der Kunſt mit leiſem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Geſtalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber ſah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherſtaunte Seele mir entführt.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tauſendfach, doch immer neu, umblüht,
Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen verſunken.
Wir ſehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn ſchon die Sonne ſank und Dämmerung
Den Hain umflort: ſo ſtrahlt Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeiſtert taucht' er in des Buſens Tiefen
Den Pinſel und er malte warm und mild
Dem ſel'gen Horcher dein entzückend Bild,
Gefühle weckend, die ſeit lange ſchliefen.
Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Buſens Drang in's enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in ſeine Welt zu ſingen;
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Sie nicht erreicht, die göttliche Geſtalt,
Und deiner Seele ſtille Allgewalt.

Einem Ehrſüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Buſen kehre,
Und du lebſt ein ſchönres Leben.

Frage.

O Menſchenherz, was iſt dein Glück?
Ein räthſelhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern.

Um meine wunde Bruſt geſchlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebensſturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen ſtiegen
Wie Engel Thränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen,
Und prieſen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich ſchwanden,
Mein Leben ſtarrt' in ſeinem Lauf,
Im ſüßempörten Buſen ſtanden
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in ſeine wüſte Nacht;
Doch ſtrahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn, wie vom Tode ſchon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme ſtreckt mit Glutverlangen
Und ſterbend ihr in's Auge ſchaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, ſchaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriſſ' auch einſt der Tod mir ſtrenge
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch Eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbſtmord.

Scheitert unſre Bruſt an Klippen,
Hingeſchellt von Sturmeswuth;
Trinkt mit aufgeriſſnen Lippen
Unſre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann haſtig bange
Aus der Bruſt den Thränenguß,
Weil es ſonſt, vom Wellendrange
Ueberſtrömt, verſinken muß:

Dann wird auch der Sturm beſchworen,
Helle wird die Finſterniß,
Es vertünchen milde Horen
An der Bruſt den Wundenriß.

Aber iſt das Herz ein zages,
Wenn die Bruſt die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenſchlages
Störriſch, müßig — und verſinkt.

Iſt's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte ſcheu,
Todestrunken glüht und ſchäumt es,
Und zertrümmert ſein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Todten iſt's zu ſpät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seyd ihr auch dem Sturm entwiſcht,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, geziſcht:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom erſoff!
Warſt wohl auch zu leicht gezimmert!
Warſt wohl auch aus ſchlechtem Stoff!"

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Reſt;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Neſt.

Reiterlied.

Wir ſtreifen durch's Leben im ſchnellen Zug,
Ohne Raſt wie die ſtürmiſche Welle;
Wir haſchen die Frucht im Vorüberflug,
Und ſchlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Roſe, wir ſaugen den Duft,
Und ſtreuen ſie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche ſitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch' an die Thüre.
Noch ſpäht er beim Sterbeglöckleinklang,
Ob das Glück an die Klinke nicht rühre;
Wohl rührt ſich die Klink' und es tritt herein,
Erſchrick nicht, du Armer, — es iſt Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßt's an den fliegenden Locken

Und zwingt es zu ſich auf den Sattel zurück,
Und umſchlingt es mit wildem Frohlocken:
„Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!“

Wir ſprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Roſſe
Dahin, wo der Donner am ſtärkſten kracht,
Weit voran dem trippelnden Troſſe:
Dem Reiter kredenzt auf ſein ſtürmiſch Gebot
Den erſten, den feurigſten Trunk der Tod!

An J. Klemm.

O ſäume nicht, mit Wein, Geſang und Koſen
Dein Herz zu friſchen! ſieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß ſchon ihre letzten Roſen,
Bald wendet ſie das holde Angeſicht,
Und flieht und ſchwindet tief und tiefer immer
Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöh' zu dringen,
Dann hörſt du hinter dir im Blüthenthal
Das „Gaudeamus igitur!“ verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, ſchroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Iſt bald ſo Duft wie Farbenpracht verſchwunden.

Doch wallſt du einſt zur Abendherberg nieder,
Tränkt kühler Thau den welken Blumenſtrauß,

Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
Du ſetzeſt müde dich vor's ſtille Haus,
Spielſt mit dem Strauß, dem Kinde ſchöner Zeiten,
Und ſchlummerſt ein — die Blumen dir entgleiten.

Buflucht.

Thut man Kindern was zu Leide,
Fliehn zur Mutter ſie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verſtecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Loos gelinder,
Als den Herzen von Metalle.

Jagt ſie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn ſie bang und immer bänger,
Bis ſie hinterm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüthen winket der Abendſtern,
Ein Lüftchen ſpielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten ſo gern
Des Tages ſüße Neige.

Dort ſeine Enkel, ſie jagen friſch
Im Graſe hin und wieder;
Die Vöglein ſingen im Gebüſch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichſten auf Erden! —
Bevor ſie Abends ſchlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da ſchlängelt der ſchnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den ſtillen Greis
Wie ſelige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wieſenplan
Der Unſchuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt ſie lächelnd hin
Und ſtreichelt den ſchönen Jungen,
Und will liebkoſend ihn näher ziehn;
Der aber iſt wieder entſprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und anſieht immer genauer,
Ihn ernſtes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume ſo inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte ſeine Seele ſich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er ſich gar nah verwandt
Der Blume, erdentſproſſen,
Als hätte die Blum' ihn leiſe genannt
Ihren lieben, trauten Genoſſen.

Schon ſpürt er im Innern keimen wohl
Das ſtille Pflanzenleben,
Das bald aus ſeinem Hügel ſoll
In Blumen ſich erheben.

Der Unbeſtändige.

Daß ich dieß und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das ſo ſehr dich wundern,
Du mein conſequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphyſikus;
Morgen ſchallt in Themis Tempel
Mein unſtäter Menſchenfuß.

Heute ſteh' ich Nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen leſ' ich in der Bibel;
Uebermorgen im Homer.

Blickt mein Geiſt im Wiſſensdrange
Durch ein Fenſter in die Welt;
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die finſtre Welt hinein!
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenſchein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starreſt in daſſelbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt ſich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Geſpenſter malen ſich
In des Fenſters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weiſen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel ſchwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Heerde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der luſtige Geſelle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der raſche;
Und Haſ' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Taſche.

Den Dichter ſieht man aus der Nacht
Der Eichen ſelig ſchwanken;
Er taumelt fort mit ſeiner Tracht
Unſterblicher Gedanken.

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligthum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blüthenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets in's graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was ſie ſchmeichelnd dir verhieß:
Täuſchung war's nur der Hetäre,
Eitel Tand iſt das und dieß.

Sieh! noch winkt ſie dir in's Weite,
Und du wardſt ein alter Knab!
Nun entſchlüpft dir dein Geleite,
Und du ſtehſt allein — am Grab.

Kannſt nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringſt;
Hörſt nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und verſinkſt!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling ſtoßt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnſucht hat die Segel ihm gebreitet:
Wie raſch im Phantaſieen-Oceane,
Von Weſten fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten ſeine Fahne,
Wo ſelig er durch Paradieſe ſchreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer ſie geboren
Im reichſten Lenz die heimathlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reiſe!“
Begrüßt ihn tückiſch wieder nun das Leben,
Und koſend naht ein Weib, unmerklich leiſe
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn feſtgebannt in ihrem Kreiſe
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh ſchmückt er ihr mit ſeinen Traumesblüthen
Die Bruſt, um welche Todeslüfte brüten.

Der falſche Freund.

„O ſey mein Freund!“ ſo ſchallt's vom Heuchelmunde
Dem Falſchen, der mit heimlichem Behagen
Den Vortheil überzählt von ſolchem Bunde;
Du trauſt ihm, und — ſchon haſt du eingeſchlagen,
Ein edler Thor! Naht einſt die Wetterſtunde,
So ſiehſt den Schurken du mit bleichem Zagen
In ſeines Ichs bequeme Hütte ſpringen;
Hinausgeſperrt magſt mit dem Sturm du ringen.

Die ſchlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit ſcharf zu hetzen,
Durchſtöbert eine finſtre Jägerbande
Mit Blutgewehren, ſtillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligthum im deutſchen Lande.
Das Wild mag über Ström' und Klüfte ſetzen,
Und klettern mag's am ſteilen Klippenrande:
Der Waidruf ſchallt durch Felſen, Ström' und Klüfte,
Empört verſchleudern ihn die deutſchen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muſe muß zur Metze ſich erniedern,
Der Dichter ſendet ſie zum Mäcenaten,
Und, frechgeſchürzt, mit ſchaugeſtellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergeſſend, tief entrathen,
Umtanzt ſie ihn mit ſchnöden Schmeichelliedern,
Liebäugelnd mit den blinkenden Ducaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf bethören,
Das Thier zu wilder Glut und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit ſtäubender Perrücke?
Wie ſprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morſchen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in ſeine Welt; die Menſchenſeele
Iſt ewig, denn ſie iſt aus einem Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weiſes ergo noch geſprochen:
Der Menſch iſt frei, die Feſſeln ſind gebrochen!

Theismus und Offenbarung.

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stolze meidet Buſch und Baum,
Der Blüthen ſchönen Frühlingstraum,
Durch deren ſäuſelndes Gewimmel
Hereinblickt der gebrochne Himmel;
Sie ſucht den vollen Morgenſchein,
Sie will bei ihren Liederfeſten
Dem Himmel auch von Blüthenäſten
Entgegen nicht gehalten ſeyn.
Doch ſucht die holde Nachtigall
Der Blüthen heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den ſüßern Liederſchall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Laßt ab, laßt ab, bauwüthig rauhe Leute,
Und ſtöret mir die liebe Stelle nimmer,
Wo ſpielend ſich des Städtchens Jugend freute
In ihres Glückes flücht'gem Morgenſchimmer.

Hier ſpielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat ſie abgerufen einſt das Leben
Auf ſeines Ernſtes dornenvolle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig iſt zu achten ſolche Stätte,
Wo ſich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendſpiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebſten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Todten hier zu ſeinem Grabe,
Zugleich zur Stätte ſeiner Jugend ſende,
Daß er ſein Beſtes hier beiſammen habe!

Warnung und Wunſch.

Lebe nicht ſo ſchnell und ſtürmiſch;
Sieh den holden Frühling prangen,
Höre ſeine Wonnelieder;
Ach, wie bleich ſind deine Wangen!

Welkt die Roſe, kehrt ſie wieder;
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden ſie dich wiederfinden? —

„Könnt' ich leben alſo innig,
Feurig, raſch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verſchwunden!"

Waldestroſt.

Im Walde ſchleicht ein alter Mann,
Allein mit ſeinem Leid,
Er iſt ſo ärmlich angethan
Mit einem Lodenkleid.

Er blickt ſo traurig um ſich her,
An ſeinen Stab gelehnt;
Dem Manne iſt's im Herzen ſchwer,
Wonach er wohl ſich ſehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbſt das Laub,
Der Tod im Walde tost,
Der Alte ſtarret in den Staub,
Als ſucht' er dort ſich Troſt.

Vom Dickicht rauſcht vor ihn ein Reh,
Und hält, und will nicht fliehn,
Als wär's gerührt von ſeinem Weh,
Als wollt' es tröſten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In ſeinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geſchick!

Der Unentbehrliche.

Könnt' ich tauſendfach mich theilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Ueberall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu geſtalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Raſch gedeihn der Zeit Geſchäfte?
Doch, ſo läßt mich mein Geſchick
Schauen nur im Zeitungsblick
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlaſſnen Völker ſchleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wiſſen,
Ob ſie mich nicht ſchwer vermiſſen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.

Bei Ueberſendung meiner Gedichte.

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Iſt darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es ſich zu deinen Füßen.
Wenige davon ſind munter,
Und die meiſten werden kommen
Ernſt und mürriſch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblasne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zuſammenſchaudern,
Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn ſie dir im Hauſe weinen:

Greife mächtig in's Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodiſch zu verſöhnen.
Könnt' ich dann dich ſtill belauſchen,
Wie der Töne raſche Wellen
Unter deinen Fingern quellen
Und bewundernd dich umrauſchen!

Schwärmer.

Dieſe Blumen ohne Duft und Farben,
Und von ihr, an deren Bruſt ſie ſtarben,
In den Staub geworfen und vergeſſen,
Magſt du ſie noch an die Lippen preſſen?
Soll die Blüthe ihnen wiederkehren,
Daß du ſie bethauſt mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein ſchönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkſt du noch an jene Leiche?
O wie mochteſt du die welke, bleiche
Ueberweinen und zur Lippe preſſen!
War ſie nicht verlaſſen und vergeſſen
Von der ſchönen Seel' in flücht'ger Eile,
Die damit geſpielet kurze Weile?“

An einen Langweiligen.

Unnahbar ſind die Mächte, unbezwingbar,
Die dir getreu, gleich Sklaven, ſchwerbejochten,
An deine Ferſe, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig ſchier, als daß ſie mir beſingbar.
Mein Saitenſpiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei iſt Mutter der Empörung;
Drum wagt' ich einſt mit luſtigen Geſellen,
Gemacht, den Kater Cato ſelbſt zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verſchwörung,
Uns in der Schenk' an deinen Tiſch zu ſetzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal ſcharf zu hetzen.

Weh uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finſtrer Nacht,

Und unſre plänkelnde Vorpoſtenwacht,
Der Scherz, der Witz erlagen in der Fehde;
Von Waſſergeiſtern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürſtin der Dämonenſchaar,
Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
Es trat aus deines Hirnes Felſengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie ſtill es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir ſind ſicher und allein.

Still verſäuſelt hier am Wieſenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die ſich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und ſchweigt.

Sagen darf ich dir, wir ſind allein,
Daß mein Herz iſt ewig, ewig dein!

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;
Ein ſtörendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
In's Herz die Worte preſſen,
Uns ſagten unſre Blicke
Daß wir uns nicht vergeſſen.

Und ſehn wir uns nicht wieder
In dieſem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umſchweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen raſche Tänze,
Und rauſchend flocht und bunter
Der Herbſt der Wehmuth Kränze.

Doch aus des Walds Verdüſtern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüſtern
Des ew'gen Wiederſehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe ſcheidend all mein Glück
Still verſenkt in dieſes tiefe Meer.

Beſtattung.

Schöner Jüngling, biſt als Held gefallen,
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finſter deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe ſchallen
Ehrend die Kanonen ihr Geſchmetter,
Wie im Walde ſommerſchwüle Wetter
Auf den todten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach jene Abendſtunde,
Und mein Glück iſt ſchnell verrauſcht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauſcht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unſern Nachen.

Lebewohl! kein räuberiſch Geſchicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem ſeelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel ſann.
Stund' und Welle rauſchten nieder,
Und wir ſehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude ſeh' ich ſchweben
Den Geier bald, der ſie bedroht;
Was ich geliebt, geſucht im Leben,
Es iſt verloren oder todt.

Fort riß der Tod in ſeinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im finſtern Rathe der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haſchen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaſchen
Mit Thränen ſcharf den letzten Traum.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbenſehen;
Wenn deine Liebe ſoll vergehen,
So ſterbe ſie allein, ich will
Mit meiner ſeyn allein und ſtill.

Gedächtniß weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beſchleicht.

Du merkſt es nicht, viel iſt geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis Alles aus; er knickt es noch.

Du merkſt es nicht; mein ſind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich ſcheideſt los,
Denn Lieben iſt ein banges Loos.

Wie Tod ſich mag mit Liebe meſſen,
Bei dir, die ich nicht kann vergeſſen,
Will ich's nicht ſchau'n, wenn ich's auch ſeh'
Im Schmerze, daß allein ich ſteh'.

Gut iſt's, vor's Aug' die Hände ſchlagen,
Iſt nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte ſo das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der ſchönſten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' ſie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Menſch auf halbem Weg entſchlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines ſüßen Traumes,
Schlief manche Wanderſtunde tief.
Das Laub des Baumes rauſchte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume ſprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter dieſem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter ſacht
Und ſpricht: ſteh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele ſind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch ſtille Haiden,
Wo Luſt und Zier des Lebens ſcheiden,
Natur blüht abſeit ſeinem Herzen,
Ihn faſſen unverſöhnte Schmerzen.
Wie ſonſt vom ſtillen Haideland
Der Wandrer Vögel ſcheucht empor,
So rauſcht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die ſchreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, ſtiller immer,
Dämm'rung verſagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer ſchreitet trüb und ſacht
Mit ſeinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und ſchaut
In ſeines Herzens tiefſten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten ſtrömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da ſtrahlt es hell,
Er ſchaut den Brunnen und das Meer,
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sey ewig, Herz, und hochgemuth!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sey todt!
Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein ſingen,
Die Wieſen bringen
Ihr erſtes Grün.

Schier thut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht Acht,
Ob Knoſpenſpringen
Und Frühlingsſingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich ſeh ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieſes kalte Herbſteswetter,
Das ſtürmend von den Bäumen weht die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tauſend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildniß kleiden?
Soll die Natur ich, und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen ſteingewordne Spur,
Gebein von Thierart, die vorlängſt entſchwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in ſtaunenden Gedanken
Die Gliedermaſſen euch zuſammenfügen,
Sind's Rieſen, überragend alle Schranken,
Ihr ſchaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Rieſe wandelt — und es bebt der Grund;
Er zürnt — ſein Sturmesodem glüht und qualmt,
Von ſeinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß todt der große Fund!
So dünkt euch ſchier des Mittelalters Glaube
Ein Ungethüm, das einſt von Land zu Land
Verheerend zog, und von der Erde ſchwand:
Ihr wünſcht dem Tode Glück zu ſeinem Raube.
Doch ſtehn, von allen Stürmen unerſchüttert,
Die Münſter da, der klugen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Felſenkrippen anzuſchauen,
Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographenſammler.

Fährtenkundig, kennt der ſchlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirſche, Wolf und Reh
Die verrätheriſche Klaue.

Ja! das Pedeſcript des Wildes
Gibt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Thieres Größe kund
Im Contour des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Waidmann ſcharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

Meinſt du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieſer Schrift
Spuren meines Geiſtes trifft,
Wie das Wild beſchleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony.[1]

Der Eichenwald im Winde rauſcht,
Im Schatten ſtill der Räuber lauſcht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber iſt ein Schweinehirt,
Die Heerde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Jäger ſteht
Am Baum und ſpäht.

Er hält den Stock mit ſcharfem Beil
In brauner Fauſt, den Todeskeil:
Worauf der Hirt im Wurfe ſchnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Heerd' er ſich ein Stück,
So fliegt die Hacke in's Genick,
Und lautlos ſinkt der Eichelmaſt
Entſeelter Gaſt.

[1] Wald in Ungarn

Und iſt's ein Menſch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es iſt ſein Blut
Nicht anders, auch nur roth und warm,
Und ich bin arm.

Das Dilemma.

Er ſtreckt dir ſein Dilemma ſtracks entgegen;
Iſt's eine Gabel, logiſch mich zu ſpießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuſchließen? —
So zweifelſt du, verſchlichtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieſes Weiſen
An eine Fahrt auf mondbeſtrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein ſchlichter König pflegt' umherzureiſen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochſen langſam ſchreiten;
Die Nacht iſt ſchön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idylliſchem Behagen.

Ha! zwiſchen des Geſpannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, ſcheinbar eingefangen,
Wie zwiſchen des Dilemma's beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeſchloſſen deuchtet.

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden,
Und muß das Loos beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir getheilt, das Beste!

Und konnt' uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüthen,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländiſche Landſchaft.

Müde ſchleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörſt du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund, vor Altersſchwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langſam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie ſchläfrig iſt die Gegend!

Lenz und Sommer ſind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief' ins Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge ſinnend,
Ruht der Hirt bei ſeinen Schafen,
Die Natur, Herbſtnebel ſpinnend,
Scheint am Rocken eingeſchlafen.

Die Korybanten.

Betäubendes Erzgeraſſel,
Und ſprühendes Feuergeprаſſel,
Hoch kommen die Dämpfe geſchnoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Prieſter — ſie toben.

Wie einſt ſich ſelber entmannten
Berauſchte Korybanten
In raſenden Luſtgetümmeln,
So toben, mit Wuth geſchlagen,
Erdprieſter in unſern Tagen,
Bis ſie ſich geiſtig verſtümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden,
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauſchen und Klingen

Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verſchlingen.

Drum geht im gräulichen Lärme
Entbrannter Kuretenſchwärme
Der Muth mir nimmer verloren;
Es wird bei dieſem Geſchmetter
Für uns der olympiſche Retter,
Der neue Gott geboren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchb
R. Wa